

Spatz macht sich

von

Meta Samson

Illustrationen

von

Lilly Szkolny

1938

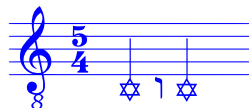
+

Noten für das Stück

Voskobari 654

für

klassische Gitarre



© 2025 Musikverlag Ulrich Greve
Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg
Website: <https://ulrich-greve.eu>
UG 1265



Spatz macht sich

VON META SAMSON

Spatz macht sich

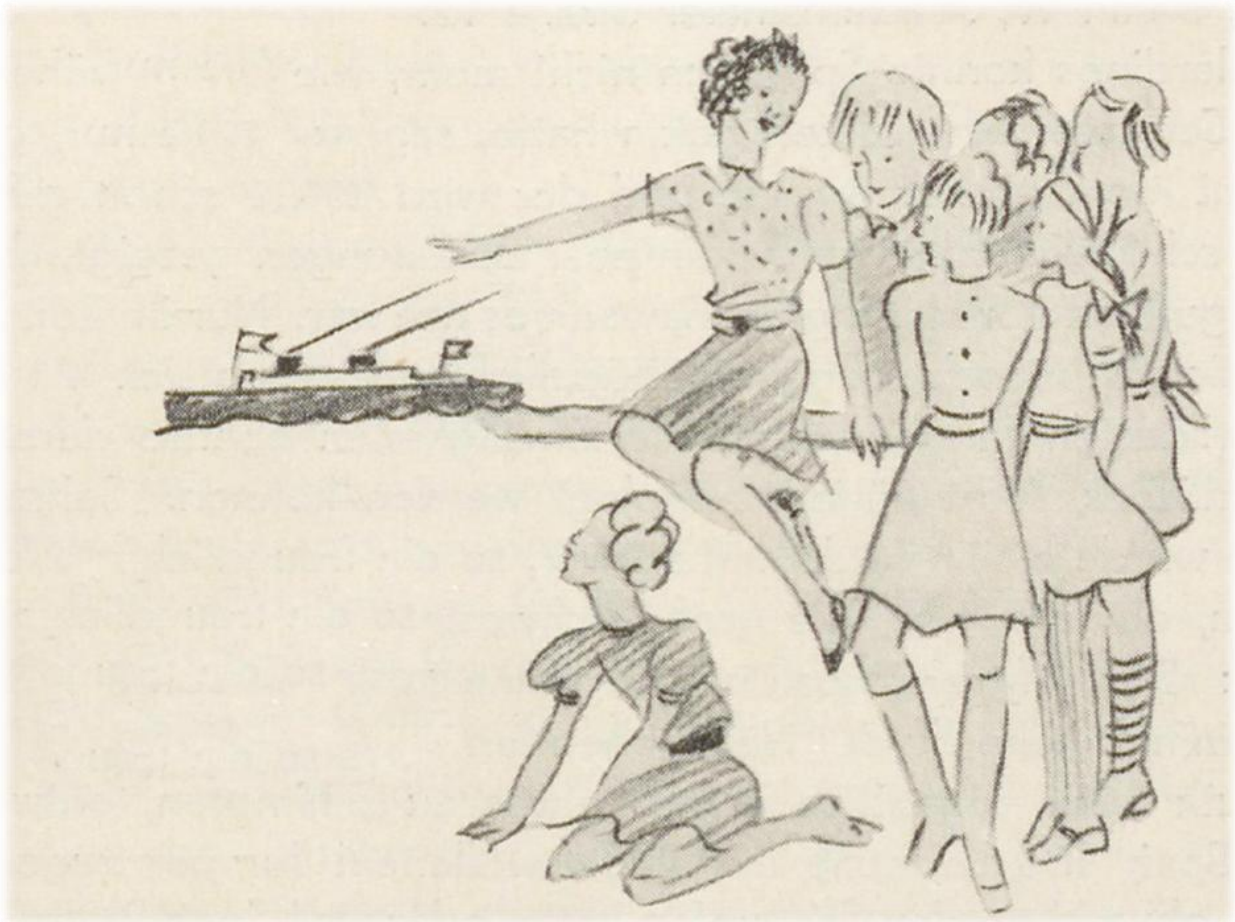
VON META SAMSON

ILLUSTRATIONEN VON LILLY SZKOLNY

1938

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Dreiviertel Traurigkeit	5
Wir wohnen möbliert!	8
Flitterkleid und Regenschirm!	12
Freitagabend	22
Warum weinst du, Kleine?	28
Hennen ausgenommen!	33
Muttis „Große“	37
Zeig mal dein Rechenheft!	41
Fips und Anni laden ein	49
„Für und gegen“ Bratkartoffeln	58
Fabelhaft	69
Unter „zwölf!“	79
Bar-Mizwa	90
Vierviertel Traurigkeit — und eine große Hoffnung!	97



DREIVIERTTEL TRAURIGKEIT

Sollte sich Spatz nun freuen oder traurig sein, dass die großen Geschwister soweit fort waren? Sie wusste es eigentlich gar nicht so genau. Denn nun war sie auf einmal Muttis „Große“ geworden, und es konnte sie niemand mitten im schönsten Reden unterbrechen, „weil man diesen Blödsinn nicht mehr mit anhören könnte!“ Es konnte auch niemand rufen: „Halt doch die Klappe!“ „Mach mich nicht erst rasend“, und dabei waren das noch die sanften und durchaus erträglichen Einwürfe des großen Bruders. Was er sagte, wenn er wirklich in Wut geraten war, oder wenn er schlechte Laune hatte, weil er beispielsweise mal wieder nicht dazu gekommen war, hebräische Vokabeln zu lernen, das wollen wir lieber verschweigen.

Nun also war er fort, und Spatz konnte Briefe und Karten mit seltenen Marken in Empfang nehmen, eigens an sie adressiert, womit sie sich in der Klasse eine gewisse Beachtung errang. Die Adresse lautete nicht einfach: „An Spatz.“ Diesen Namen verdankte sie natürlich niemand anderem als Gert. „Sie ist klein, sie ist frech, und sie drängt sich überall vor; also ist sie unser Spatz“, hatte er einmal

festgestellt, — und seitdem hieß sie so. Aber jetzt musste selbst Gerd durchaus sauber und lesbar schreiben: An Fräulein Eva Bernheim, Berlin W, Joachimsthaler Straße 12.

Allerdings konnte Spatz nun nicht mehr, wie sie es früher mit aller Selbstverständlichkeit getan hatte, sagen: „Wart nur, gleich kommt mein großer Bruder, und der wird es dir schon geben!“ Aber schließlich hatte er ihr ein paar Boxübungen gezeigt, die ihr ganz gut von der Hand gingen, wenn es not war. Nur im Zeitpunkt irrte sie sich manchmal ganz beträchtlich und schlug sich wie einer der wildesten Jungen, wenn die Zwistigkeiten ebenso durch ein freundliches Wort hätten beigelegt werden können. Seltsamerweise wurde es ihr verdammt schwer, so ein freundliches Wort zu finden, obwohl Ruth, die große Schwester, ihr oft genug gesagt hatte: „Du musst erst noch einmal deine Knochen von der Straße aufsammeln, ehe du das Nachgeben lernst.“

Ruth hatte eigentlich immer etwas zu schimpfen, entweder, weil Spatz ihre Leontine mit Ruths wollenem Jumper zugedeckt hatte, obwohl sie den Schnupfen hatte, oder weil Spatz Ruths Puder für Baby gebraucht hatte, obwohl es wund war.

Diese große Schwester war also nun auch mit einem großen Schiff fortgefahren. Spatz hatte eigentlich nur von Mutti gehört, wie groß dieses Schiff gewesen war, und da Spatz immer von den anderen Kindern die unglaublichsten Dinge erzählt bekam, die sich auf einem Schiff befanden, konnte sie endlich mit dabei sein und berichten: Auf dem Schiff, auf dem meine große Schwester gefahren ist, war sogar eine Badeanstalt, eine Verkaufsstraße. Aber das schien niemandem zu imponieren. Erst, als Spatz behauptete, auf ihrem Schiff wäre zufällig auch Shirley Temple mitgefahren, und man könnte essen was und wieviel man wollte, ohne zu bezahlen, hörte man ihr zu. Aber nur so lange, bis sie mit ihrer Angeberei gehänselt wurde, und schließlich war es nicht einmal „ihr“ Schiff, sondern das Schiff ihrer Schwester.

Dadurch, dass Spätzchen Muttis Große geworden war, ergaben sich viele Vorteile, aber auch viele Pflichten, die sie vorher nicht gekannt hatte, als sich noch Ruth um alles kümmern musste. Gewiss, auch sie hatte früher Mutti geholfen. Sie hatte den Tisch abgeräumt,

Brot und Milch geholt, auch Geschirr getrocknet, aber sie wusste genau, dass Ruth gesagt hatte, die einen ganzen Haufen von Pflichten im Hause besaß: „Rede dir nur nicht ein, dass das, was du so machst, ‚helfen‘ ist. Helfen ist, wenn man es jeden Tag tut, und nicht wie du gerade dann, wenn du einmal Lust hast, oder weil du dich langweilst.“

Was glaubt Ihr, wie oft sich Spatz mit ihren großen Geschwistern gezankt hatte, weil sie der Meinung war, sie brauchte sich nichts von ihnen sagen zu lassen! Eigentlich öfters, als es unbedingt erforderlich war. Gewiss hatte Spatz auch manchmal recht gehabt, z.B. wenn sich Gert, der immer alles verlegte, ihre Bleistifte aus der Mappe holte und hinterher behauptete, es wären seine gewesen, oder wenn Ruth das für Baby zubereitete Mittagessen, gehackte Kartoffeln mit Petersiliensoße mit einem Bissen herunterschlang, weil sie behauptete, sie hätte Hunger. Aber daneben waren doch auch die schönen Erinnerungen, die ihr bei dem Abschied von den Geschwistern ein so komisches Gefühl im Magen machten, wenn sie daran dachte, dass das alles nun vorbei sein würde. Z. B. das Versteckspielen mit Gert. Es gab niemand auf der ganzen Welt, der immer wieder in ihrer Wohnung so gute Verstecke wusste wie er und sie niemand anderem anvertraute, als Spatz. Wenn dann Ruth einmal mitspielte oder Kinder kamen, dann konnte niemand Spatz finden. Oder wenn Gert sie auf seine Schultern setzte, sobald Spatz für etwas zu klein war, das sie brennend gern sehen wollte, wie etwa ihre Freunde Bobby oder Roland im Zoo. Oder wenn Ruth sie zu einer Eiswaffel einlud, oder wenn Gert ihr einen seiner tausend Tricks verriet. Wie man z.B. das Einmaleins mit der 9 mühelos hersagen kann! Immer wusste Gert Dinge, die man „ohne zu lernen“, wie aus der Pistole geschossen, konnte. Oder wie man sich in schwierigen Fällen zu verhalten hat, wenn man etwas vergessen hat, zu lernen und nicht herankommen will oder besonders gut gelernt hat und gern glänzen möchte. „Das ist ein ganz einfacher Trick“, hatte Gert gesagt, „kannst du etwas gut, so musst du so tun, als ob du es nicht kannst, und kannst du etwas schlecht, so musst du machen, als ob du es kannst. Dann nimmt man dich ran, oder man lässt dich in Frieden“.

Spatz kann mindestens sechs verschiedene Arten von Hopsen. Gert kann bestimmt fünfzehn. Und schließlich, Gert lässt sie nie hereinrasseln, wenn es sich wirklich um etwas Ernstes handelt. Damals, als ihr Gertrud aus Schabernack mit dem Tretroller davongefahren war, den Spatz — außer Mutti natürlich — am meisten auf der Welt liebte, hatte sich Gert auf sein Rad gesetzt und war hinter der frechen Göre hergefahren, und hatte ihr den Roller abgenommen. Ja, eigentlich gab es vieles, was den Abschied erschwerte.

„WIR WOHNEN MÖBLIERT!“

Spatz zog mit ihrer Mutter, als die großen Geschwister fort waren und sie nun keine große Wohnung mehr nötig hatten, in ein Zimmer, das ihnen fremde Leute abvermietet hatten. Zuerst war Spatz furchtbar stolz gewesen. Eine Wohnung haben, das kann jeder. Aber in ein Zimmer ziehen, das ist viel interessanter. „Ich wohne mit meiner Mutti möbliert“, hatte Spatz allen Kindern sofort erzählt.

In dem neuen Zimmer standen lauter Möbel, die Spatz fremd waren, und die sie deshalb wunderschön und spannend fand. Da war zum Beispiel ein Schrank, den Spatz gleich daraufhin untersuchte, ob er sich gut als Versteck eignete, und wirklich, man konnte sich ganz hineinstellen, die Tür zumachen und war nicht zu sehen! Da war ein Waschtisch, der nicht wie zu Haus ein Becken besaß, sondern Waschschüssel und Kanne, falls das Badezimmer, das von vielen Leuten benutzt wurde, besetzt war. Spatz, die schon immer nichts mehr geliebt hatte, als so viel es irgend ging, mit Wasser zu planschen, und mit ihren unzähligen kleinen Seen, die Mutti bald in diesem, bald in jenem Zimmer entdeckt hatte, ihre Mitbewohner oft in Verzweiflung brachte, war darüber sehr entzückt. Sie fragte gleich, ob sie immer das Wasser in der großen Kanne holen dürfte, ob sie ihre Blumentöpfe begießen könnte, ob sie wohl Leontine gleich einen Umschlag machen dürfte. Mutti aber meinte, sie würde lieber verdursten und schmutzig bleiben,

als Spatz in die Nähe von Wasser zu lassen. Mit einer Ausnahme nur, wenn Spatz zufällig auf den Gedanken kommen sollte, es zur eigenen Säuberung zu benutzen, was allerdings nie ohne Aufforderung, ohne geradezu nachdrückliche Aufforderung vonstattenging. Spatz hatte nämlich einen Trick, durch den sie sich genau merkte, bis wohin sie sich am Abend zuvor Hände oder Beine oder das Gesicht gewaschen halte. Bis dahin meinte sie dann, könnte sie sich etwas Waschen am anderen Morgen einsparen.



Bei Regentagen allerdings war Spatz anderer Meinung. Sie liebte den Regen nur der Pfützen wegen, die so schön rund waren und vor Schmutz glänzten. Es war mehr nötig, als Überwindung, einmal so recht aus tiefster Seele mitten mit den Füßen hineinzutreten. Als sie noch kleiner war, konnte sie diese Überwindung nicht aufbringen. Erst als Mutti den Pfützentag eingerichtet hatte, ihren Spatz ganz alt und dreckig anzog und ihm an diesem Tag erlaubte, durch so viel Pfützen zu treten, wie sie wollte, „weil wir ja leider keine Ostsee für dich vor der Haustür haben“, erst dann, nachdem sie es nicht ganz so herrlich fand, wie sie sich vorgestellt hatte, ging sie nicht mehr durch Pfützen, sondern an ihnen vorbei. Und nun also hatte Spatz so eine volle Kanne Wasser in nächster Nähe, das nicht so rasch verschwand wie in einem Becken, und von dem sich die Grade von Spatzens Schmutzschichten genau ablesen ließen.

Dann war da ein Tisch, an dem man essen konnte; aber er wackelte etwas. Spatz holte diensteifrig ihr Heft — ihr Rechenheft wohlverstanden — und schob es fürs erste darunter.

In der Wohnung wohnten aber noch andere Leute. Zuerst einmal die Dame, die das Zimmer an Mutti und Spatz vermietet hatte, und die gleich betonte, wie gern sie Kinder hätte. Am Anfang schien es auch so. Spatz bekam immer einen Leckerbissen,

bald ein Stück Zucker, bald einen Apfel, bald einen Probelöffel vom Kompott, wenn Frau Beer in der Küche hantierte. Spatz durfte für Frau Beer Milch und Brot holen. Einmal nahm Frau Beer sie sogar mit zu ihrer Freundin, als Mutti fortgehen musste, und einmal schenkte ihr Frau Beer einen seidenen Lappen für Leontines Abendkleid. Aber irgendwie spürte Spatz doch, dass diese Freundschaft nicht so ganz ehrlich gemeint war. Das zeigte sich gleich, als sich Frau Süß beschwerte, dass es jetzt viel lauter in der Wohnung wäre als früher, und dass das Badezimmer immer besetzt wäre, und dass Wasserlachen darinständen, und dass es überhaupt rücksichtslos von einer Vermieterin wäre, Kinder in ihrer Wohnung aufzunehmen.

Frau Süß war schon eine alte Mieterin, und Frau Süß hatte das beste Zimmer. Nun fand Frau Beer auch auf einmal, dass Spatz ein lautes, wenn nicht sogar unerzogenes Kind wäre, dass in der Badestube Wasserlachen ständen, dass Spatz sozusagen niemals den Mund stillhalten konnte, worüber sie früher gelacht und gemeint hatte: „So sind alle Kinder!“ — Im Grunde hatte Spatz es niemals leiden können, dass bei jeder Entschuldigung, die Mutti für Spatz zu machen für nötig hielt, die Antwort kam: „So sind alle Kinder!“ Als wenn nicht Spatz eben „nur“ Spatz war. Jetzt auf einmal war jedoch nur Spatz die „laute“, die „freche“, die schwatzhafte“, und „alle anderen Kinder“ waren braver, bescheidener und wohlerzogener! Spatz wusste nicht, wem sie mehr grollte, Frau Beer, die so plötzlich und unerwartet von ihrer betonten Freundschaft zu einer verborgenen Feindschaft übergegangen war und immer etwas Neues herausfand, was sie störte oder Frau Süß, die offen zugab, dass sie Kinder nicht leiden konnte, weil sie einen nur nervös machten. Aber Frau Süß rief noch aus einem anderen Grunde Spatzens besondere Abwehr hervor. Man bemerkte sie nie, wenn sie auf einmal im Korridor, in der Badestube oder in der Küche vor einem stand. Mutti meinte, es wären die Filzpantoffeln oder die Gummisohlen schuld daran; aber Spatz wusste genau, dass Frau Süß eine Vorliebe dafür zu haben schien, Kinder zu erschrecken und dann: „ksch, ksch“ zu machen, als wollte sie Fliegen wegscheuchen, sobald sie vor ihr unerwartet auftauchten. Spatz beruhigte sich erst,

als sie ihr einen passenden Namen gegeben hatte: Der Hausschreck! —

Dann war da noch so ein alter Herr in der Wohnung, den sie alle „Onkel Paul“ nannten. „Onkel Paul, der ist aber nett“, hatte Spatz zuerst gemeint, „denn er macht so viel Spaß!“ Mit der Zeit aber hatte sie keine Freude mehr daran; denn Onkel Paul steckte „aus Spaß“ Leontine hinter irgendein Kissen, dass sie gar keine Luft bekam. Onkel Paul behauptete „aus Spaß“, dass sie ganz schwarz im Gesicht wäre und ihre Augen nicht einmal gewaschen hätte, und er traf damit Spatzens empfindlichste Stelle, und Onkel Paul sagte „aus Spaß“, dass Mutti fortgegangen wäre, wenn sie in ihrem Zimmer saß, um ihren Spatz nach der Schule zu erwarten.

Mutti wusste allzu gut, wie beladen Spatz immer aus der Schule heimkehrte. Beladen mit ihrer dicken, zum Platzen gefüllten Schulmappe, weil Spatz immer Bücher borgte oder ausgeliehen hatte. Beladen mit all den Wunderdingen, die sie auf dem Schulweg gefunden hatte, wie seltene Steine, Kastanien und seltsam geformte Blätter und dann allerhand Gerümpel, das andere fortgeworfen hatten und Spatz mit einer geradezu verklärten Miene aufhob, wie Zigarettenschachteln, Nägel, kaputte Scheren, abgefallene Blumen und verbeulte Schmucknadeln. — Beladen vor allem mit den Erlebnissen in der Schule, mit all den Ermahnungen oder Lobsprüchen von Seiten der Lehrer, mit all den neuen Freundschaften oder Feindschaften zwischen den Kindern, mit all den Ausrufen der Betrübnis oder des Entzückens, die irgendein verunglückter oder gerade im Entstehen begriffener Plan in ihr erregt hatte.

Dafür aber hatte auch Onkel Paul mit seiner gewollten Lustigkeit kein Verständnis. Von der Unterhaltung, von der sich Spatz so viel versprochen hatte, wenn viele Leute beisammen sind, war also nichts zu merken. Außerdem geriet sie manches Mal in einen Strudel verschiedenster Meinungen, sobald sie sich den Erwachsenen aussetzte. Frau Beer fand sie zu klein für ihr Alter und Onkel Paul nannte sie „lange Latte“. Frau Beer fand, dass sie unnötig früh aus dem Hause ging, und dass für den Schulweg 20 Minuten genügten. Onkel Paul schätzte den Weg auf eine halbe Stunde.

Dann waren diese täglichen Auseinandersetzungen über das Wetter. Spatz fand das Wetter immer schön, jedenfalls schön genug, um möglichst keinen Mantel anzuziehen und mit Wadenstrümpfen zu gehen. Fragte Mutti Frau Beer nach dem Wetter, so war es immer kalt und scheußlich, und sie begann sich aufzuregen, welche Krankheiten sich das Kind in ihren dünnen Fähnchen holen könnte, und welche sich andere bekannte Kinder bereits geholt hätten. — Onkel Paul dagegen eiferte, dass sich Spatz verpimpeln ließe. Er war in seiner Jugend ein eifriger Sportsmann gewesen, und aus dieser Zeit war das Wort „Abhärtung“ in ihm haften geblieben, das er bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten anzuwenden pflegte. Aber das war noch eine Kleinigkeit gegen die Widersprüche, die bei dem Thema „Erziehung“ bei den einzelnen Mitbewohnern laut wurden; denn jeder glaubte, Mutti könnte seine Meinung und seine Ratschläge nicht entbehren.

Obwohl Mutti sich Mühe gab, dass Spatz möglichst wenig Zeuge dieser Unterhaltungen wurde, so war es doch oft nicht zu vermeiden, da sie ja mit Mutti in einem Zimmer wohnte und Frau Beer oder Onkel Paul oder Frau Süß mit ihren verschiedenen Anliegen Spatzens Gegenwart einfach zu übersehen pflegten. So kam es, dass Spatz sich gar nicht so zufrieden fühlte, wie sie sich erhofft hatte. Ja, sie gewann sogar die Überzeugung, dass bei allen Freundlichkeiten der anderen Hintergedanken ruhten, die sie zu klein war, zu durchschauen. Überall begann sie Feinde zu wittern — bis auf Mutti natürlich! Mutti aber musste oft fortgehen und Stunden geben — um Geld zu verdienen, wie sie Spatz einmal erklärt hatte —, weil wir leider keinen Papa mehr haben! —

FLITTERKLEID UND REGENSCHIRM

Spatz war der Meinung, Mutti wäre jetzt überhaupt nicht mehr da. Wenn Mutti früher, als sie noch ihre Wohnung hatten, mal fortgegangen war, so merkte man es beinahe gar nicht. Ruth und Gert sorgten schon dafür, dass immer irgendetwas „los“ war. Und dann brachten die verschiedenen Zimmer genügend Abwechslung

mit sich. Besonders die Küche und das Badezimmer waren dazu geeignet, sich immer wieder recht gut zu unterhalten. Hier aber hatte Mutti Spatz auf das Schärfste eingeprägt, das Nebengelass und die gemeinschaftlichen Räume so wenig als möglich für sich in Anspruch zu nehmen. Der Platz, der somit Spatz zugewiesen war, sah recht beschränkt aus und löste die widerstreitendsten Empfindungen in ihr aus. Es gab mithin keinen anderen Ausweg, dieser wachsenden Unlust einen Ausdruck zu geben, als brummig zu sein. Spatz gab patzige Antworten, wenn sie etwas gefragt wurde, Spatz sang laut im Badezimmer, Spatz planschte recht viel mit Wasser, immer ein bisschen mehr, als es notwendig war, und immer so, dass es Frau Süß oder Frau Beer bemerken mussten. Natürlich geschah das, wenn Mutti nicht zu Haus war. Denn wenn Mutti zurückkam, sah sie immer blass aus und war sehr müde und sagte, dass sie die Stunden viel mehr anstregten als früher. Und weil Muttis Blässe wohl auch den Erwachsenen aufgefallen sein mochte, wurde Mutti von den kleinen täglichen Plänkeleien, die durch Spatz entstanden, möglichst verschont.

Wenn sich doch Spatz ihre Freundinnen einladen dürfte, wie die anderen Kinder! Sie allein aber brachte Unruhe genug in das Haus, so dass Mutti schon froh sein musste, wenn in ihrer Abwesenheit alles gut mit Spatz abgelaufen war. Wie sehr sehnte sich Spatz nach einer Freundin. Und wie gern wollte sie mit ihr nach Herzenslust wieder einmal durch die Zimmer toben, wie sie es nur zu oft in ihrer Wohnung getan hatte. Aber niemand anderes kam in ihre Nähe als Miriam, und auch das war nur möglich, wenn sich jemand dazu fand, Miriam zu bringen oder abzuholen. Miriam, die auch keinen Vater hatte, wohnte mit ihrer Mutter bei der Großmutter, seitdem sie ihre Wohnung aufgeben mussten. Es wohnten auch noch ihre Großtante dort und ein altes Fräulein, das mit ihrer Großmutter befreundet war und allen die Wirtschaft führte. So kam es, dass immer einer von den Hausgenossen Angst hatte, Miriam könnte ein Unglück zustoßen. Sie erzählten immer von vielen schrecklichen Dingen, die vorgekommen waren, und wusste der eine nichts, so wusste es der andere. Schließlich glaubte auch

Miriam's Mutter, dass es leichtsinnig wäre, ihr Kind den vielen Gefahren, die das Leben birgt, auszusetzen. Wie oft hatte man zu Miriam gesagt: „Hast du es aber gut, dass du von allen verwöhnt wirst und bei deiner Großmutter wohnst!“ Aber Miriam war anderer Meinung. Das sagte sie aber nur zu Spatz; denn Miriam war ein Kind, das von Heimlichkeiten lebte. Heimlich lief sie zu Spatz und erzählte, dass man es ihr erlaubt hätte, heimlich kaufte sie sich dieses und jenes, wenn sie das Geld dazu besaß. In ihrer Tasche befand sich immer Naschzeug, das ihr bald die Großmutter, bald die Großtante oder das Fräulein zugesteckt hatten. Oft fand sich Miriam gar nicht mehr heraus, was sie zu tun oder zu lassen hatte oder nicht; aber sie war stolz, dass sie von allen Kindern bewundert wurde, wenn sie mit ihren Taschen voller Sachen und Sächelchen ankam. Mit dem Ersinnen immer neuer Dinge, die die anderen nicht zu merken brauchten, vertrieb sie sich ihre freien Stunden. „Aber deiner Mutti sagst du es doch“, fragte Spatz interessiert. Zu ihrer Verwunderung erfuhr sie jedoch, dass selbst die Mutti in den meisten Fällen ausgeschlossen wurde. „Mutti hört ja doch nie zu“, versicherte Miriam, „und dann hat sie immer so viel mit Großmutter oder mit Großtante zu bereden, und ich soll es dann nicht hören!“ Oft wurde Miriam von einem zum andern geschickt. „Geh zur Großmutter“, hieß es, und die Großmutter sagte: „Geh zur Tante“, und die Tante sagte: „Geh zum Fräulein!“ — Da verstand Spatz auf einmal, dass Miriam nichts anderes übrigblieb, als „heimlich“ zu leben. Da war z. B. diese famose Sache mit dem Klingeln, die Miriam anderen Kindern abgesehen hatte. Miriam lief mit Vorliebe die Treppen von Häusern hinauf, wo Bekannte von ihr wohnten und klingelte an der Haustür, um dann fortzulaufen. Wenn sie dann hörte, wie sich irgendein Erwachsener der Haustür näherte, wie er dann schimpfend umkehrte, dann konnte Miriam sich „totlachen“. Überhaupt war Miriam's drittes Wort, dass sie sich „totlachen“ müsste. Sogar darüber, dass Miriam an ihrer eigenen Wohnungstür geklingelt hatte und fortgelaufen war. Zuerst war das alte Fräulein gekommen, und das zweite Mal hatte sie die Großmutter geholt und dann die Tante, und alle drei hatten sie Miriam

nicht entdeckt, obwohl sie ganz nahe von ihnen gestanden hatte, nur eine Treppe höher. Niemand aber war auf den Gedanken gekommen, hinaufzusehen. Nein, es war zum Totlachen gewesen. Und dann drehten sich die Gespräche tagelang um nichts anderes, wer wohl geklingelt haben mochte. Spatz fand, dass Miriam durchaus dazu geeignet war, einen Racheplan für Frau Süß auszudenken, die behauptete, dass Kinder einen nur nervös machten, und sie fortzujagen pflegte wie Fliegen an der Fensterscheibe.

An einem Nachmittag, an dem Frau Süß zum Bridge gegangen war, schlichen sich deshalb beide Kinder in ihr Zimmer, um sich dort zu verstecken. Spatz stellte sich in den großen Schrank; das klappte einfach großartig! Sie überlegte, hinter welches der Kleider sie sich stellen sollte, um ganz verdeckt zu werden, hinter das lange schwarze mit den blanken und glänzenden Flittern, hinter das bunte mit den vielen Blüten und Blättchen oder hinter das braune mit dem dicken Stoff, das noch nach Mottenpulver roch? Dann entschloss sie sich für das glänzende, das so viele Flitter hatte und sicher ein Abendkleid war. Vorher aber wurde Miriam unter die Bettdecke gelegt, so dass kein Zipfelchen ihres Kleides und keine Haarsträhne zu sehen war. Wie oft hatte ihr Gert das gezeigt.

Obwohl die Zeit verstrich, schien es, als ob sie es überhaupt nicht eilig hatte. Wenn nur Miriam sich nicht rührte und die Bettdecke in Unordnung brachte. Wenn nur Mutti heute nicht vorzeitig nach Haus kam und Spatz suchte. Wenn nur Frau Beer ebenso lange bei ihren Einkäufen vor den Schaufenstern stehen blieb wie alle Tage. Plötzlich hörte Spatz leise und schlürfende Schritte, die nur zu Frau Süß passten. Kam sie denn schon zurück? Da aber fiel Spatz ein, dass Frau Süß wahrscheinlich erst Blumen oder Kuchen besorgt hatte, wie sie es des Öfteren tat, bevor sie zum Bridge ging. Am liebsten hätte Spatz jetzt ihr Vorhaben aufgegeben und auch Miriam aus ihrem Versteck geholt. Alle Unternehmungslust, aller Mut waren auf einmal wie weggeblasen. Da aber war es schon zu spät. Frau Süß öffnete bereits den Schrank, um ihr Kleid zu wechseln. „Wenn sie nur das geblünte anzieht“, hoffte Spatz und drückte sich eng an das Flitterkleid, um ungesehen zu bleiben.



Da aber hatte Frau Süß sie schon aus dem Schrank gezerrt. „Na, das ist ja allerhand, was du dir hier so leistest“, rief sie empört. „Aber jetzt habe ich es satt! Entweder ich ziehe oder du!“ Diese Worte hörte noch Frau Beer, die gerade nach Haus gekommen war.

Wenn nur Miriam sich nicht rührte, damit Spatz sie gleich herausholen konnte, wenn Frau Süß gegangen war. Wie gut, dass sie sich schon den Mantel anzog! Dann aber geschah etwas, das Spatz nicht erwartet hatte. Frau Süß schloss ihr Zimmer ab und steckte den Schlüssel zu sich. Sie hatte keinen Grund, noch Vertrauen zu haben.

Gleich, nachdem Frau Süß fortgegangen war, versuchte Spatz auf den Flur zu kommen, um vor dem Zimmer von Frau Süß mit Miriam zu verhandeln. Miriam war wieder einmal heimlich gekommen, und bald würde man sie suchen, die Mutter, die Groß-

mutter, die Großtante und das alte Fräulein. Vor Frau Beer wollte Spatz sich allerdings nicht blicken lassen. Ein Glück, dass sie wieder einmal telefonierte. Onkel Paul hatte die Gewohnheit, gleich auf dem Flur stehen zu bleiben, um die Zeitungen durchzusehen, die dort auf einem Tischchen von den letzten Tagen gesammelt waren. Oft stand er lesend so lange Zeit, ohne sich in sein Zimmer zu setzen. Immer, wenn Spatz durch den Türspalt sah, schien es auf dem Flur nicht geheuer. Endlich konnte Spatz es nicht mehr aushalten. Mochte Frau Beer sie noch so anfahren, mochte sie ihr auch erklären, dass sie auf ihre arme Mutter jetzt keine Rücksicht mehr nehmen würde, — Spatz konnte Miriam nicht so schmähsch im Stich lassen. Sie ging vor die Tür von Frau Süß und klopfte. Aber niemand antwortete. Sie rief „Miriam“, erst leise und vorsichtig, dann, als keine Antwort kam, lauter. Niemand antwortete. Konnte sich denn Miriam in irgendeinem unbewachten Augenblick hinausgeschlichen haben? Für eine Weile hing Spatz diesem Gedanken voller Glückseligkeit nach, um ihn dann wieder zu verwerfen. Hatte es denn überhaupt einen „unbewachten“ Augenblick gegeben? Aber wo war Miriam?

Dann rief Mutti an, dass es heute leider später werden würde, vielleicht sogar acht Uhr, ehe sie nach Hause käme. Spatz solle sich von Frau Beer die Schnitten zum Abendbrot machen lassen, und sie solle schön ins Bett gehen, wenn es acht wäre. Und Mutti wollte ihr auch etwas mitbringen, weil sie heute so lange allein bleiben müsste. Einer der Schüler hätte ihr etwas Wundervolles für Spatz geschenkt. Aber Mutti wollte nicht verraten, was es wäre. Spatz hatte gerade gesagt, dass sie Mutti etwas Schlimmes, etwas ganz Schlimmes erzählen müsste. Ob sie nicht doch etwas früher zurückkommen könnte? „Ach“, meinte Mutti, „ist was mit Leontinchen?“ „Nein!“ „Hast du Tintenflecke gemacht oder Wasser verplanscht?“ „Nein, auch nicht! — Noch etwas Schlimmeres!“ „Na“, sagte Mutti, „das Schlimme, das du hast, kenne ich schon. Wahrscheinlich hast du dir beim Spielen wieder alle Murmeln abgewinnen lassen? Aber die kann man ja zurückgewinnen!“ Dann aber wurde Mutti gerufen und hatte keine Zeit mehr zum Fragen. „Heute Abend, Spatz. Auf Wiedersehen“, hörte sie noch Muttis Stimme, —

und dann nichts mehr! Die Stimme war fort, und Spatz war wieder allein mit ihren Gedanken.

Seltsamerweise ließ sich Frau Beer, die meistens gleich mit Spatz zu reden pflegte, wenn sie irgendetwas aufgebracht hatte, nicht blicken. Spatz schien es, dass das eine viel schlimmere Bedeutung hatte, als wenn sie ihrem Herzen sofort Luft gemacht hätte. Wahrscheinlich wollte sie sich alles aufheben, bis Mutti wieder zu Hause war. Spatz hatte Hunger. Sie hätte gern Frau Beer gebeten, ihr Schnitten zu machen; aber sie hatte keinen Mut. Wie gut konnte Spatz jetzt Ruth verstehen, wie sie damals das Essen von Baby nur so heruntergeschlungen hatte. Aber diese Sache mit Miriam — — Wie oft hatte Spatz in Geschichten gelesen, was „Mut“ bedeutete. Gewöhnlich war jemand mutig, weil er nicht vor einem Kampf zurückschreckte, oder weil er in einer Gefahr einen klaren Kopf bewahrte; aber Spatz fand, dass es viel schwerer war, Mut zu beweisen, wenn man irgendetwas verbockt hatte, zu Hause oder in der Schule, — und man sollte es nun ausbaden. Und dabei hatte ihr Mutti schon oft gesagt: „Wenn dir auch mal etwas schief geht, das macht nichts! Aus Fehlern lernt man mehr als aus Tugenden!“ Nun also, so entschloss sich Spatz, wollte sie Frau Beer um die Schnitten bitten, — nicht, weil sie so einen schrecklichen Hunger hatte, sondern um Frau Beer „Auge in Auge“ gegenüberzutreten. Gerade, als sich Spatz dazu aufgerafft hatte und in der Küche zeigte, sagte Frau Beer: „Zweimal hat schon Miriams Mutter angerufen, ob sie hier wäre. Wo das Kind nur stecken mag?“ In diesem Augenblick wurde die Tür aufgeschlossen. Frau Süß kam zurück; Frau Süß ging jetzt in ihr Zimmer. Spatz begann an allen Gliedern zu zittern. Noch nie, meinte sie, war sie je so voller Angst und Erwartung gewesen, was nun geschehen würde. Plötzlich hörte man Frau Süß laut aufschreien. Dann stürzte sie aus der Tür. „Kommen Sie mal schnell“, rief sie Frau Beer zu, „kommen Sie!“ Spatz schlich hinterher. Da sah sie, dass unter der von Frau Süß zurückgeschlagenen Bettdecke Miriam lag und schlief. Ja, Miriam war, als es so dunkel und warm unter der Bettdecke war, eingeschlafen, und da sie sonst immer von ihren Unternehmungen in Atem gehalten wurde, hatte sie sich einmal ordentlich und wohlig ausgeruht. Aber nun sah sie

mit erschrockenen Blicken um sich und wusste scheinbar noch gar nicht, wo sie sich eigentlich befand. Erst als sie hinter Frau Süß und Frau Beer Spatz bemerkte, fiel ihr alles ein. Mit einem Schreck schnellte sie hoch. „Mein Gott, die Mutti, und die Großmutter, und die Tante? Wie spät es wohl sein mag?“ Ohne sich noch um Frau Beer oder Frau Süß oder Spatz zu kümmern, lief sie, außer sich vor Angst, die Treppen hinunter. „Das hast du also auch gewusst und nichts gesagt“, rief Frau Beer empört. „Und die arme Mutter fragt überall an, ob ihre Miriam da ist!“ „Wissen Sie, es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte vor Schreck einen Herzschlag bekommen“, berichtete jetzt Frau Süß, völlig aufgelöst von dem, was sie soeben erlebt hatte. „Stellen Sie sich einmal vor, was passiert wäre, wenn ich nicht gleich Licht gemacht hätte, sondern die Bettdecke im Dunkel zurückgeschlagen. Ich hätte nur ein paar Schuhe und einen menschlichen Körper gefühlt, und ich hätte gedacht, dass sich ein Einbrecher in mein Zimmer geschlichen hätte. Wahrscheinlich wäre ich gleich mit meinem Regenschirm über ihn hergefallen oder sonst mit einem Instrument, — und dann wäre es dieses Kind gewesen!

Und alles hast du auf dem Gewissen“, fuhr sie Spatz böse an. „Oder wer sonst hat Miriam hier hereingebracht? Und dabei hatte ich doch noch abgeschlossen, ja, wie ist denn das zugegangen?“

Spatz stand da, — sie konnte kein Wort über die Lippen bringen. Sie malte sich aus, der Hausschreck wäre imstande gewesen, Miriam totzuschlagen, ohne in ihrer Wut hinzusehen, wen sie überhaupt vor sich hätte. „Warst du es nun, ja oder nein? Na, bekomme ich nun eine Antwort oder nicht?“ — „Ja“, sagte Spatz, ganz leise, ganz zaghaft, — aber Frau Süß hatte es noch verstanden.

Warum hatte Spatz das nicht vorher bedacht? Hatte Mutti ihr nicht oft genug nahegelegt: „Spatz, wir haben jetzt eine etwas schwere Zeit. Wir können nicht gleich umziehen. Irgendetwas ist überall, das uns stören wird. Die Hauptsache ist, dass der Preis nicht zu hoch ist und du keinen so langen Schulweg hast, dass du fahren müsstest. Darum Spatz, bitte ich dich, versuche höflich und lieb zu sein, auch wenn du fühlst, man hat dir Unrecht getan. Es geschieht so manches, das einem getan wird. Aber siehst du, Spatz,

wenn man dann immer gleich aus der Haut fahren würde oder gleich unglücklich sein oder in Wut geraten, dann hätte man bald keine rechten Freuden mehr. Und wir wollen uns doch so viel Freuden als möglich verschaffen! Und wenn du nur dein reines Gewissen hast und den Willen, alles so gut als möglich zu machen, dann wird es dir auch nicht so schwerfallen, wenn du dich einmal ungerecht behandelt fühlst!“

Warum fielen Spatz erst jetzt die Worte ein, die Mutti ihr schon so oft gesagt hatte, jetzt, wo sie im Bett lag und nicht einschlafen konnte? Wenn doch nur erst Mutti da wäre! Aber was würde Mutti sagen, wenn Frau Beer ihr kündigte, weil sie keine Kinder mehr in ihrer Wohnung dulden wollte? Wusste sie nicht, dass Mutti viele andere Sorgen hatte, und dass Mutti oft sehr traurig war, dass ihre beiden Großen von ihr soweit fort waren? Wurde Mutti nicht schon immer ängstlich, wenn einmal längere Zeit kein Brief gekommen war? Und nun also hatte Mutti durch Spatz, die doch jetzt ihre Große geworden war, Kummer und Ärger. Dabei hatte ihr Ruth noch ans Herz gelegt, als sie damals mit dem großen Schiff fortgefahren war, Mutti richtig zu helfen und ihr zur Seite zu stehen, ganz so, als ob sie schon ein erwachsenes Mädchen wäre. — Als Spatz bedachte, was sie eigentlich angerichtet hatte, und welche Folgen für Miriam daraus entstehen könnten, bloß weil sie Frau Süß nicht leiden konnte, begann sie leise in ihr Kissen hinein zu schluchzen. Da aber merkte sie, dass die Haustür aufgeschlossen wurde, und sie hörte an der Art des Schließens und an der kleinen Pause, die hinterherkam, dass es Mutti sein musste. Denn Mutti pflegte zuerst auf das Tischchen zu sehen, auf dem die Briefe lagen. Niemand anderem lag es so am Herzen, Post zu bekommen, als Mutti. Nun würde sie gleich hereinkommen! Aber da war plötzlich noch ein Aufenthalt, als Muttis Schritte sich dem Zimmer näherten. Spatz wusste genau, was dieser Aufenthalt bedeutete. Frau Beer hatte Mutti aus der Küche heraus zugewinkt, sie solle doch einmal hereinkommen. Nun ging auch die Tür von Frau Süß auf, die gewiss schon während der ganzen Zeit auf der Lauer gelegen hatte, bis Mutti nach Hause käme. Nun also ging auch Frau Süß in die Küche.

Es dauerte lange, sehr lange, bis Mutti endlich das Zimmer betrat. Nun trat Mutti an ihr Bett, um nachzusehen, ob Spatz wohl schon schlief. Ganz vorsichtig blinzelte Spatz aus einem Spalt ihrer Augen, um erst einmal zu sehen, was für ein Gesicht Mutti machte. Dieses Gesicht erschien ihr traurig und sehr, sehr nachdenklich, — aber nicht böse. Noch immer tat Spatz so, als ob sie schlief. Da aber wollte Mutti sich wieder fortwenden, und Spatz bekam einen tödlichen Schreck, nun würde sie auch noch die ganze Nacht bis zum Morgen in dieser Furcht und Ungewissheit verbringen müssen, was sich inzwischen alles ereignet hatte. „Mutti, Mutti“, rief Spatz schnell, als wäre sie in höchster Gefahr, und schon während des Rufens kollerten ihr von neuem die Tränen aus den Augen. „Na, Spatz, ist heute ein böser, ein sehr böser Tag für dich gewesen?“ Wie seltsam, dass Spatz gar keine Scheltworte hörte, dass Mutti gar nicht sagte: „Du dummes Ding, was hast du denn da wieder angestellt?“ „Willst du es mir noch erzählen, oder bist du zu müde“, fragte Mutti ganz freundlich. Aber nun war es ganz um Spatz geschehen. Alles, was sie den Tag über an Angst und Vorwürfen durchgemacht hatte, brach sich in einem Tränenstrom Bahn, der so heftig war, dass sich fast wieder einmal Wasserlachen in dem Zimmer gebildet hätten. „Wir wollten uns nur verstecken“, erzählte Spatz, „und wir wollten dem Hausschreck ein bisschen Angst machen, genauso, wie er es immer mit uns macht. Und nun wollen sie uns kündigen, und nun wird herauskommen, dass Miriam alles immer ‚heimlich‘ tut, und es wird zu Haus bei ihr große Aufregung sein. Ach, Mutti, ich bin ja sooo unglücklich.“ Mutti erfuhr jetzt, wie wenig Vertrauen Miriam zu den Erwachsenen hatte. Nur Spatz sagte sie immer alles, — und „dem lieben Gott“, fügte Spatz plötzlich hinzu. „Dem erzählt sie immer viel! Wenn sie mit ihrer Mutter oder Großmutter das Schma gebetet hat, dann betet sie noch lange Zeit leise; denn Miriam ist sehr fromm“, behauptete Spatz. „Aber was wird nun werden“, fragte sie zerknirscht. „Siehst du, Spatz“, wirft Mutti ein, „du meinst immer, man müsse sich rächen, man könnte sich nichts gefallen lassen, genauso wie damals, als noch Ruth und Gert da waren. Aber Ruth und Gert sind deine Geschwister, und die haben eben

nur gelacht oder dich verhauen, wenn du dir irgendetwas recht Pompöses ausgedacht hast. Aber bei denen, die dich nicht kennen, wirkt alles Böse, das du dir ausdenkst, wieder als Böses zurück, und aus einer kleinen Ungezogenheit entstehen die größten Schwierigkeiten für dich und für andere auch! Zuerst müssen wir uns nun um Miriam kümmern. Ich will gleich mit ihrer Mutter telefonieren!“

„Und müssen wir nun ausziehen“, fragte Spatz ängstlich. „Sehr wohl fühlst du dich hier ja gerade nicht, nicht wahr Spatz“, fragte Mutti stattdessen. Spatz schüttelt ihren Kopf. „Ich habe es mir anders, ganz anders vorgestellt, Mutti, wenn man möbliert wohnt. Nichts darf man! Viel weniger als bei Ruth und Gert, und die haben doch schon so viel zu sagen gehabt! Ob ich Gert das schreiben soll, wie ich in dem großen Schrank hinter dem Flitterkleid gestanden habe?“ Aber auf einmal konnte Spatz beim besten Willen nicht mehr die Augen offenhalten. Sie vergaß ganz, welchen schrecklichen Hunger sie hatte. Sie hielt nur Muttis Hand ganz fest, und es war ihr, als gäbe es nun nichts Furchtbares mehr auf der Welt, und als wäre alles, was sie heute erlebt hatte, nur ein böser und schrecklicher Traum gewesen!

FREITAGABEND

Die Folgen des verunglückten Racheplans wirkten sich weniger für Spatz aus als für Miriam; denn als Mutti bei Miriams Mutter gewesen war, hatte sich eine ganze Menge von Dingen herausgestellt, die Miriams Mutter überhaupt nicht gewusst hatte. Dazu gehörte vor allem, dass ihre kleine Miriam gar nicht so ein zufriedenes und verwöhntes Mädchen war, wie sie gedacht hatte, obwohl sie eine Großmutter, eine Großtante und ein altes Fräulein in ihrer Umgebung wusste, die ihr alles von den Augen abzulesen glaubten. Denn was hätte Miriam sonst für einen Grund gehabt, so viel zu schwindeln? Miriam hatte gar nicht zweimal, sondern nur einmal in der Woche Turnstunde. Miriam kam des Öfteren früher aus der Schule, als sie zu Hause erzählte. Miriam veranlasste ihre Mutter zum Kauf von verschiedenen Dingen, die die anderen Kinder „auch“ bekämen, wie einen neuen Turnanzug, einen Handarbeitskorb,

Kniestrümpfe von besonderer Art, und es stellte sich heraus, dass alle diese Anschaffungen nicht nötig gewesen wären. Schließlich konnte man fast bei jeder von Miriams Aussagen und Erzählungen feststellen, dass sie „beinahe“ die Wirklichkeit trafen, aber fast immer mit irgendeiner kleinen Schwindelei vermischt waren. Miriams Mutter war so unglücklich über diese Entdeckung, dass sie meinte, sie könnte zu ihrem Kind, das sie doch so sehr liebte, überhaupt kein Vertrauen mehr haben, — ja, als wären alle Freuden und Überraschungen, die sie sich für Miriam ausgedacht hatte, sinnlos und sogar schädlich gewesen. „Spatz hat mir erzählt“, meinte Mutti darauf, „dass Miriam alles, was sie auf dem Herzen trägt, in ihr abendliches Gebet legt. Vielleicht finden wir dort ihre wahre Natur.“

Als Miriam erfuhr, dass Spatzens Mutter bei der ihren gewesen war, wurde sie noch misstrauischer. Kaum, dass sie auf eine Frage eine Antwort gab. „Fürchtest du dich denn“, fragte Spatz besorgt. Aber Miriam knurrte nur wie so ein kleiner Hund, dem im Grunde niemand etwas getan hat: „Was die bloß daraus machen! Man muss doch schwindeln!“ „Man muss?“, fragte Spatz erstaunt. „Weil man sonst nicht kriegt, was man haben will“, behauptete Miriam, „und d i e merken es ja sonst doch nicht!“ Mit „die“ meinte Miriam ihre Mutter, ihre Großmutter, ihre Großtante und das alte Fräulein. Spatz konnte Miriam, die so unglücklich und uneins mit sich war, jetzt nicht im Stich lassen. „D i e werden schon mit sich reden lassen“, versuchte sie sich Miriams Tonart anzupassen. „Die werden dir doch nicht verbieten, jetzt allein irgendwohin zu gehen? Oder wirst du nun überall abgeholt und hingebracht und wieder abgeholt und wieder hingebracht?“, fragte Spatz entsetzt. „Na, das ist es ja gerade“, gab Miriam bekümmert zu, „nun kann man überhaupt nichts mehr tun, was einem Spaß macht!“

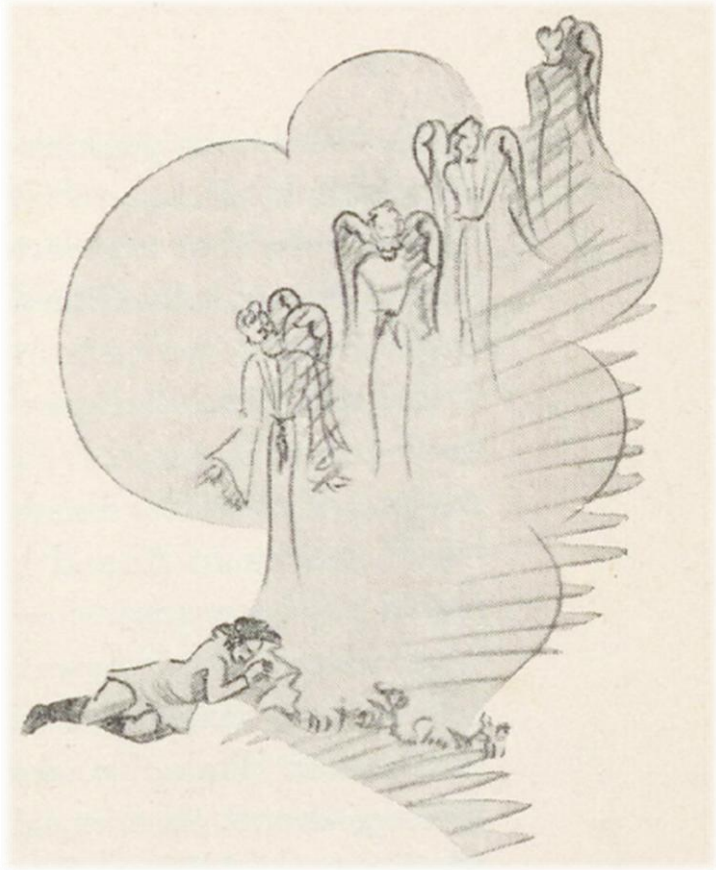
Spatz, die sich für Miriams Unzufriedenheit verantwortlich fühlte, überlegte, dass eigentlich viele Dinge, die zwischen Erwachsenen und Kindern stehen, ganz einfach aus dem Weg zu schaffen wären, wenn man Kinder nicht als „Kinder“ behandelte. Miriams Mutter müsste besser zuhören, urteilte sie, und wenn sie dazu keine Zeit hätte, dann müsste sie eine „Sprechstunde“ einrichten, in der man sich alles vom Herzen reden kann. Spatz hatte oft „Sprechstunden“

mit Mutti, und dabei kam manches heraus, was Mutti oft in Erstaunen setzte, und was nie ein dritter erfuhr.

Wie erstaunt war daher Miriam, als ihre Mutter ihr vorschlug, an einem Freitagabend in die Synagoge zu gehen, in der ihr Religionslehrer, Dr. Stern, sprechen würde. Spatz wollte mit ihrer Mutter mitkommen, und hinterher würden sie gemeinsam den Freitagabend feiern. Von dem, was vorgefallen war, sprach ihre Mutter seltsamerweise gar nicht.

Als sie am besprochenen Tag zur Synagoge fuhren, regnete es gerade. Die Leute drängten sich in die Bahn, der Schaffner schalt, und als die Tropfen an die Scheiben schlugen, verstand Spatz gar nicht recht, warum Miriam so froh, ja geradezu erwartungsvoll war. Kaum aber waren sie hineingegangen, kaum hatten sie Platz genommen, als Spatz zwischen all den anderen Müttern und ihren Kindern sich seltsam geborgen fühlte. Die Gedanken, die sie zuerst gar nicht loswerden konnte, die Gedanken an den klatschenden Regen, an den scheltenden Schaffner, aber auch Gedanken an ihren Zank mit Gertrud, an ihre verunglückte Rechenarbeit wurden immer blasser, ja, sie wurden auf einmal unwichtig, geradezu nebensächlich. Denn der Raum war von nichts anderem erfüllt als von den heiligen Gesängen und den innigen Gebeten, die nichts anderes ersehnten, als sich tastend und in Ehrfurcht zu Gott hinzufinden: „Denn der Ort darauf du stehst, ist ein heilig Land!“ Die Lieder und Melodien waren wie Kähne, in die man einsteigen sollte; dann wurde man von der Erde fortgetragen. Es ist wie im Märchen, dachte Spatz; aber es ist kein Märchen! Es ist Wirklichkeit. Es ist eine andere Wirklichkeit! Denn hier hatte es Spatz schon einmal erlebt, wie die heilige Lade geöffnet und die Tora herausgehoben wurde. Spatz kannte die Geschichte, die ihnen Dr. Stern einmal erzählt hatte, wie die Bundeslade den Kindern Israel bei ihrem Weg durch die Wüste voran zog. Sie wusste, dass in ihr alles enthalten war, was ihnen der liebe Gott für das Erdenleben zu sagen hatte, und obwohl es schon viele tausend Jahre her war, behielt es seine Geltung für alle Zeit; denn es waren keine beliebigen Worte, wie Menschen sie sprechen. Es war das Wort Gottes. Spatz sah auf Miriam. War das noch die gleiche Miriam,

eine Miriam, die so gern schwindelte, und die sagte: „Die haben mal wieder was gemerkt!“ „Denen kann man es nie recht machen?“ Sie sang voll Eifer mit; sie kannte jeden Vers. Wie gern hätte sich Spatz ihr bemerkbar gemacht; aber es war ihr, als wäre sie gar nicht richtig „da“, mochte sie auch neben ihr sitzen. Erst als Miriam Dr. Stern erkannte, kam Leben in sie. „Er sieht ganz heilig aus“, flüsterte sie Spatz zu. — Dr. Stern erzählte die Geschichte Jakobs, der eines Nachts müde und bekümmert sein Lager auf einem harten Stein aufschlug. Da träumte ihm, dass eine Leiter auf der Erde stände, die mit ihrer Spitze an den Himmel rührte, auf



der die Engel Gottes auf und nieder stiegen. Auf der obersten Stufe aber stand Gott und versprach ihm Hilfe, wo er auch sei und tröstete ihn. Dr. Stern erklärte, wie Jakob der harte Stein zum weichen Lager geworden war, weil er mit Gott gesprochen hatte. Auch heute noch, fuhr er fort, brauchte jeder Mensch in der harten Wirklichkeit eine Himmelsleiter, die ihn zum Himmel führt. Dann wird auch ihm der harte Stein, auf dem er ruht, der fremde Ort, an dem er weilt, zum weichen Lager werden.

Als Spatz und Miriam nach Hause gingen, mussten sie immerwährend an die Himmelsleiter denken. Wieder fuhren sie in einer überfüllten Bahn, wieder regnete es; aber jetzt spürten sie es kaum. Als sie zu Miriam kamen, war der Tisch für den Freitagabend gedeckt. Miriams Mutter entzündete die Kerzen; Miriams Onkel sprach den Segen über Wein und Brot. Das Weiß des Tischtuchs, das Silber des Bechers, der Glanz der Kerzen, alles vermischte sich miteinander und war so traumhaft und unwirklich, als gäbe es keine Strafen mit lärmenden Menschen, keine Geschäfte, keine Schularbeiten, überhaupt nichts, das an den Alltag erinnert. Spatz

fühlte sich heute ganz als Muttis „Große“, da sie mit aller Selbstverständlichkeit ihren Platz am gedeckten Tisch erhielt, und sich niemand darüber wunderte. Miriam erzählte, dass sie am Freitag-Abend immer aufbleiben durfte, und auf einmal merkte sie, dass sie es doch recht gut hatte in ihrem Zuhause, sicher besser als Spatz. Wie herrlich schmeckte das Essen, das man in froher Gemeinsamkeit verzehrte, in der jeder dankbar war, dass er nun ausruhen durfte und nicht der eine hierhin, der andere dorthin hastete. Spatz' Mutti gab heute Abend keine Stunden, und Miriams Mutti hatte nichts zu „besprechen“. —

„Dr. Stern hat wieder wundervoll geredet“, erinnerte sich Miriams Mutter. „Ja, man hat es nicht allzu leicht, in der harten Wirklichkeit an den Himmel zu denken“, fügte ihr Onkel hinzu. „Aber am Freitag-Abend, da erinnert man sich wieder daran“, und er seufzte. Mutti sah auf Miriam. Sie war so froh und glücklich heute Abend, dass sie gar nicht Zeit hatte, sich irgendeine kleine Schwindelei auszudenken. Mutti schlug vor, dass die Kinder demnächst einmal ein Bild malen sollten, wie die Engel die Himmelsleiter herauf und heruntersteigen. Miriam war ganz erfüllt von diesem Gedanken. Sie fühlte sich dem kleinen Kreis so zugehörig, da sie an allen Gesprächen teilnehmen konnte, dass ihr manches Schöne einfiel, das sie inzwischen vergessen hatte. Dr. Stern hatte einmal gesagt, dass jeder Tag so leuchtend werden muss wie das Weiß des Tischtuchs an einem Freitag-Abend und so hell und freundlich wie die Kerzen, so würzig und erwärmend wie der Wein, den man trinkt, und so gehaltvoll und schlicht wie das Brot, das man isst. So, wie alles am Freitag-Abend unter Gottes Segen steht, so soll vom Sabbath aus die Kraft kommen, die man zum Alltag braucht, für all das, was einem schwer wird, bis einmal der Sabbath den Alltag überstrahlt. „Aber es ist noch lang, bis wir das erreicht haben“, hatte Dr. Stern noch hinzugefügt. Dabei fiel Miriam ein, dass ihr ihre Mutter über alles, was sie inzwischen erfahren hatte, überhaupt noch nichts gesagt hatte, wie sie es doch sonst zu tun pflegte. Als sie es Spatz erzählte, meinte diese: „Warum schwin-

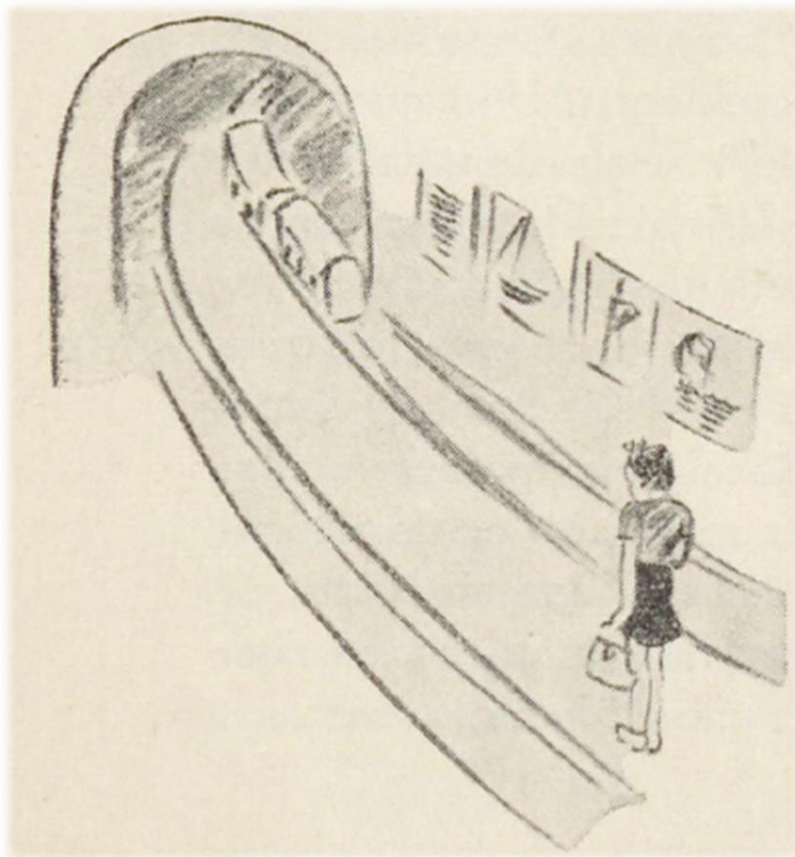
delst du überhaupt, da du doch so fromm bist?“ Miriam wusste es selbst nicht, und sie empfand deutlich, dass das irgendwie nicht zusammen passte. Als sie nach einer Antwort suchte, fielen ihre Blicke hilfesuchend auf Spätzchens Mutti, die diese Frage gehört hatte. „Das ist ganz einfach zu erklären“, versicherte sie. „Miriam kann die Sprossen so fein hinaufsteigen; aber wenn sie oben ist, dann weiß sie nicht mehr, wie sie wieder herunterkommen kann. Das geht vielen von uns so; aber wenn man es nicht lernt, kann es geschehen, dass man zwar Gutes denkt, aber unrecht handelt. Aber es scheint mir immer noch besser, als wenn man erst gar nicht auf die Sprossen hinauf will“, meinte Mutti nachdenklich, „weil man fürchtet, dass die ganze Leiter umfallen könnte. Denn diese Menschen weichen keinen Schritt von der Erde mit ihren Gedanken fort, weil sie sie für sicherer halten als alles andere.“ „Aber was kann man da machen?“, fragte Spatz beklommen. „Ich wäre dafür“, fuhr Mutti fort, „dass man auf jeder Sprosse etwas stehen bleibt und sich daran gewöhnt, ebenso nach oben wie nach unten zu blicken, ohne schwindlig zu werden. Denn erst dann kann man auf die Erde etwas zurücktragen von dem, was man vom Himmel gesehen hat. — Und das scheint mir gerade das Schöne und das Besondere am jüdischen Glauben, dass wir mithelfen sollen, diese Erde zu verwandeln. Auch der Sabbath ist die Vorbereitung dazu, eine Lehre, wie man den Alltag heiligen kann. Dazu sind wir alle notwendig, du und Miriam und Miriams Mutti und ich und alle anderen Menschen. Denn mit jeder Unwahrheit oder mit jeder Lieblosigkeit wird es länger dauern, bis es so weit ist. Aber weil dieser Tag einmal kommen wird, an dem unsere Leiter hinaufreicht, bis die Spitze den Himmel berührt, darum brauchen wir selbst im Unglück nicht zu verzweifeln. Und das wird dann sein, wenn nicht die Taten gut und die Gedanken böse oder die Gedanken gut und die Taten böse sind, sondern wenn sie ein und dasselbe sind, so dass auf der Erde nichts Böses und Hässliches mehr geschieht und sie so licht geworden ist wie die Kerzen am Freitagabend.“

WARUM WEINST DU, KLEINE?

Ja, das war doch etwas anderes, wenn man Muttis „Große“ geworden war. Jetzt gab es keine Ruth und keinen Gert mehr, die Spatz mal da, mal dorthin bringen oder abholen mussten, sie in die Elektrische Bahn setzen oder ihr womöglich irgendein vergessenes Heft zur Schule nachtragen. Denn Spatz war nun einmal vergesslich, und Gert behauptete, es gäbe keinen aussichtsreicheren Beruf, als bei Spatz „Laufbursche“ zu werden, um ihren dauernden „Wo ist nur“, „Wo hab ich“ zu folgen, und die verloren geglaubten Sachen immer wieder vor ihren Augen aufzutürmen. Spatz, die ihre Turnschuhe sucht, die sie einmal gelegentlich als Puppenbettstellen eingerichtet hatte, Spatz, die ihr Diktatheft vermisst, das sie — aus irgendeiner bestimmten Absicht natürlich — unter das Papier in ihrer Schublade geschoben hatte, Spatz, die bereits fertig zum Fortgehen nach der Schule plötzlich nach ihrer Frühstückstasche grölt — und sie längst umgebunden hat. Und dabei waren das bei weitem noch die geringeren Schwierigkeiten! Viel beschwerlicher war es, sich die Straßen zu merken, durch die man zu gehen hatte, am Dienstag-Nachmittag zur Religionsstunde, am Mittwoch zum Turnen, am Donnerstag zu ihrer Freundin Miriam. Jetzt geht es nicht mehr, dass Spatz ihre Augen suchend auf den Boden heftet, immer in der Meinung, etwas ganz Großes dort zu finden, etwas, das sie innerhalb einer Sekunde reich und berühmt macht. Es geht nicht mehr, dass sie denkt, dass es auf einem der vielen Pflastersteine einen hohlen Klang geben könnte, und es läge ein verborgener Schatz darunter. Gewiss, sie beherrscht genau die Verkehrsregeln. In der Schule haben sie sogar gelernt, was man bei Grün und bei Rot und bei Gelb zu tun oder zu lassen hat. Sie haben es richtig „aufgeführt“, und da ist es kein Wunder, dass sich die verschiedenen Zeichen unvergesslich in ihren Kopf eingeprägt haben. Aber niemals weiß Spatz, an welcher Ecke sie eigentlich angelangt ist. Sie findet, dass sie alle gleich aussehen, und dass sie nur dazu da sind, um einen in die Irre zu führen. Außerdem hat sie noch von früher her seltsame Gepflogenheiten, sobald sie irgendwo „einsteigen“ kann. Im Autoomnibus klettert sie so schnell

als möglich nach oben, um die vorderste Reihe zu ergattern und so zu tun, als ob sie diesen riesigen Kasten selbständig lenkt. Sie steuert und bremst und fängt vor Anstrengung beinahe an zu schwitzen. In der Elektrischen Bahn hat sie sich angewöhnt, zu lesen, durchaus nicht nur, um den umsitzenden Fahrgästen zu imponieren, sondern um zu verschmerzen, dass sie meist keinen Fensterplatz bekommt. Dann aber kommt es des Öfteren vor, dass sie sich beim Aussteigen mit lautem „einen Augenblick mal“ durch die bereits eintretenden Fahrgäste hindurchzwängen muss. Aber das Schlimmste ist ihr doch in der Untergrundbahn passiert. An einem Tag, an dem Mutti und Spatz viele Besorgungen machen mussten, wollte Spatz in einen anderen Wagen steigen als Mutti; denn es sollte so aussehen, „als ob sie allein führe!“. Mutti stieg also in den vorderen und Spatz in den hinteren Wagen. Dieses Mal hatte Spatz kein Buch, in das sie mit Eifer hineinblickte, denn sie sollte ja aufpassen, dass sie an der Haltestelle Nürnberger Platz auszusteigen hat. Aber etwas andere fesselte ihre Aufmerksamkeit. Ein Fahrgast hatte ein süßes kleines Kätzchen mit einem weißen Fell und schwarzem Fleck. Spatz hat Kätzchen für ihr Leben gern. Sie hat eine ganze Reihe Katzen, die sie auf ihrem Schulweg an jedem Morgen begrüßt, und sie meint, dass sie gerade für Katzen ein besonderes Verständnis besitzt. Einmal hat sie sogar geglaubt, dass sie die Katzensprache versteht, als nämlich ein Kätzchen ihr mitteilte, dass es so gern mit ihr spielen würde, und dass Spatz doch einmal nicht so pünktlich in die Schule zu kommen brauchte. Spatz hatte ihr natürlich diese Bitte nicht abgeschlagen. Und nun sieht dieses Kätzchen Spatz wieder mit so blanken Äuglein an, als wollte es sagen: „Na, wir beide verstehen uns. Wir sind ja schon längst ein Herz und eine Seele. All die andern, die gehen uns einen Dreck an!“ Und während Spatz sich darüber amüsierte, dass sie sich so gut mit Titi Löwe — denn so hieß das Kätzchen — unterhalten konnte, war die Bahn in einen Bahnhof eingefahren, und Spatz hätte nun aufpassen müssen, um zu sehen, ob es der Nürnberger Platz war. Sie sah aber gar nicht erst hin, und als Mutti auf dem Bahnsteig nach ihrem Spatz Ausschau hielt, und schnell zum hinteren Wagen lief, fuhr der Zug bereits unbekümmert davon.

Erst bei der nächsten Haltestelle sah Spatz zufällig ein Schild: Hohenzollernplatz! Ja, und wo war überhaupt Mutti! Jetzt fiel Spatz alles ein. Schnell stieg sie aus der Untergrundbahn; aber natürlich war keine Mutti zu sehen! Der ganze Bahnhof war leer; niemand sonst war ausgestiegen. Spatz dachte nicht daran, dass sie nur eine einzige Station zu weit gefahren war. Sie war allein, mutterseelenallein, irgendwo in dem großen Berlin. Mutti war so weit fort, als wäre sie niemals dagewesen. Und Ruth und Gert, die waren sowieso nicht erreichbar. Jetzt, da Spatz keinen ihrer Lieben hin zu eilen sei, da sie sich in so großer Ratlosigkeit wusste, bekam sie auf einmal großes Heimweh nach Gert; denn er war es ja immer gewesen, der sofort zur Stelle war, wenn es brenzlich wurde. Sie hatte Gert und hatte ihn überhaupt nicht mehr. Was war das nur für ein verzwicktes Gefühl? — Und genau so, wie Gert so weit fort war, und von anderen Tieren, anderen Pflanzen, anderen Menschen erzählte, die in seiner neuen Umgebung waren, so überlegte Spatz, dass es eigentlich gar kein Unterschied war, ob sie allein auf einem fremden Untergrundbahnhof stand oder in einem wildfremden Land. Denn Mutti war genau so weit fort, als ob sie in Asien oder Afrika wäre. Da kam ein solches Gefühl trostloser Verlassenheit über Spatz, dass sie bitterlich zu weinen anfang. Wahrscheinlich rief sie alle Namen durcheinander: Mutti. Ruth, Gert, — sie wusste nachher überhaupt nicht mehr recht, was sie eigentlich in diesen Sekunden getan



oder geredet hatte. Da aber kam auf einmal eine Dame auf sie zu und fragte: „Warum weinst du denn, Kleine?“ Spatz fiel ein, dass sie sich nicht von Fremden ansprechen lassen sollte, und sie hatte übrigens erst neulich eine Geschichte gelesen von Seeräubern und von Leuten, die es nicht gut, sondern schlecht mit einem meinen. Sie biss ihre Lippen fest aufeinander. Sie gab keine Antwort, und dabei konnte Spatz doch so gut reden, „wie der fliegende Hamburger“, sagte

Gert, und „wie ein wildgewordener Leierkasten“, behauptete Ruth. Vielleicht hätte Spatz es auch mit dem Reden versucht, wenn sie die Dame einmal richtig angesehen hätte, die ein paar gütige und liebe Augen hatte. Aber da Spatzens Augen in Tränen schwammen, sah sie nichts anderes als auf einmal eine rote Mütze, die immer näher und näher auf sie zukam. „Na, Kleine, was weinst du denn“, fragte der Schaffner. „Findest du nicht nach Hause?“ Aber ehe er eine Antwort abwarten konnte, musste er schnell in das kleine Stationshäuschen; denn das Telefon hatte geklingelt. Mit seltsamem Schmunzeln kam er wieder heraus. „Na, nu mach mal, dass du gleich wieder eine Station zurückfährst, da musstest du nämlich aussteigen. Es ist eben nach dir gefragt worden. Aber es scheint mir besser, ich gebe dich einem Beamten mit, der dich heil zurückbringt!“ Spatz wusste gar nicht, was mit ihr geschah. Ganz willenlos ließ sie sich jetzt an den Zug bringen, der einfuhr, und willenlos überließ sie sich dem Beamten, der sie an die Hand nahm und merkte, dass hier Zuspruch am Platze war, um das verängstigte kleine Mädchen wieder zurecht zu stützen. Während er auf sie einredete, bemerkte Spatz plötzlich ganz in ihrer Nähe Gertrud, ein Kind aus ihrer Klasse. Gertrud war es gewesen, die immer sagte, dass Spatz furchtbar angäbe, dass sie sich nicht vertragen könnte, und dass sie unausstehlich sei. Und Spatz selbst konnte Gertrud nicht leiden, weil sie immer zu allem, was man ihr in größter Aufregung erzählte, schnippisch erwiderte: „Ach, das habe ich schon ,lääängst‘ gesehen, Achgottachgott, tu dich man bloß nicht so“ oder „reiße dir man keine Zahnlücke aus“ und so fort. Wenn einer zwei Puppen hatte, dann hatte Gertrud fünf, wenn einer bis nach London gefahren war, um Schwester oder Bruder zu besuchen, dann hatte Gertrud schon eine Palästina-reise gemacht, und wenn einer vom Rummel erzählte und alle brennend vor Neugier um die Erzählende herumstanden, wandte Gertrud sich weg und sagte: „Achgottachgott, wie interessant, — und ich war gestern im Zirkus Krone!“ — Nach Gertruds Erzählungen besaßen die Eltern ein Auto, ein Motorboot, von dem sie immer als „mein Auto“, „mein Motorboot“ sprach, und demnächst würde sie sogar eine „richtige“ Armbanduhr bekommen. —

Nun also sah ihre „Feindin“, dass sie verweinte Augen hatte, sie sah, dass irgendetwas mit Spatz nicht in Ordnung war. Spatz hatte ihre Hand noch in der des Schaffners, der sie zurückbringen sollte. Sie hatte sie sogar mit Freuden darin gelassen; denn es war so wohlig und warm darin gewesen, als ob man nicht so allein wäre, sondern in einem weichen Nest säße. Aber nun, wenn Gertrud das sah, würde sie sich den Zusammenhang sofort erklären können oder sie am nächsten Morgen so mit Fragen quälen, bis sie alle Einzelheiten aus Spatz herausgelockt hatte. Sollte sie jetzt schnell ihre Hand zurückziehen, ehe Gertrud etwas bemerkte und den Kindern lachend erzählen würde, dass Spatz, die immer so mit ihrer Selbständigkeit prahlte, einen Schaffner ganz für sich allein gebraucht hatte, damit sie gut nach Haus kam? Spatz machte eine kleine Bewegung, um die Hand zu lockern. Sie wollte auch jetzt nicht mehr mit dem Schaffner sprechen. Es sollte so aussehen, als ob sie nur durch Zufall neben ihm stände. Dann aber wies Spatz diesen Gedanken weit von sich. Der Schaffner, der gut und freundlich zu ihr gewesen war, den sollte sie enttäuschen, bloß weil Gertrud so eine bissige Zunge hatte? Gerade da richtete der Schaffner wieder das Wort an sie. Er fragte, ob sie sich nun beruhigt hätte, und bemerkte, dass jetzt der Zug gleich halten würde. Sie solle nun nicht gleich aus dem Bahnsteig herausrennen, sondern sich in aller Ruhe umsehen, wo ihre Mutter stände. Und ob sie es weit von der Untergrundbahnstation bis nach Hause hätte, wenn sie ihre Mutter aus irgendeinem Grunde nicht träfe. Spatz beantwortete jetzt alle Fragen, und Spatz hatte den Eindruck, dass Gertrud alles gehört haben musste, da sie ihre Blicke nicht von Spatz loswandte. Aber sie wusste, dass sie das Tuscheln am nächsten Tag in der Schule ruhig ertragen würde, während sie früher gewiss gleich losgehauen hätte. Sie hatte ja einen neuen Freund in dem Schaffner gewonnen, einen Menschen, der es gut mit ihr meinte und sie mit warmen und freundlichen Augen ansah, — und das trifft man nicht alle Tage!

Als der Zug hielt und wieder so ein großer Bahnhof Spatz umfing, da dachte sie, nun begänne alles wieder von Neuem, der

endlos lange Bahnsteig und kein Mensch, der einen kennt, — aber was war das — auf einmal umschlangen sie ein paar Arme, Muttis Arme, — und sie sagte ganz vergnügt: „Na, da bist du ja, mein Spatz. Nun können wir endlich nach Haus gehen und essen. — Wo bist du nur gewesen, Spatz“, fragte Mutti, „hast du dir gemerkt, wo du eigentlich ausgestiegen bist?“ „Ich weiß es nicht“, sagte Spatz, „ob es Afrika oder Asien war; es war so weit, Mutti, so furchtbar weit!“

Kennt Ihr auch Minuten, die so aussehen, als wären sie Stunden, während es Stunden gibt, die wie Minuten vorüberreichen? So eine Minute, die niemals zu Ende geht, war es gewesen. Niemals konnte Spatz vergessen, wie lange sie sich hinzog, viel, viel länger noch als die Rechenstunde. „Eigentlich, mein Spatz“, meinte Mutti später, „hast du überhaupt nicht gewusst, was man zu tun hat, wenn man sich einmal verirrt oder ganz allein auf sich angewiesen ist. Warum bist du nicht gleich zum Schaffner gegangen und hast ihm gesagt, wie es dir ergangen ist?“ „Ach, Mutti, Weinen ist viel leichter als Fragen. Da habe ich eben lieber geweint!“

„HENNEN AUSGENOMMEN!“

Jetzt aber war Spatz vorsichtiger geworden. Sie versäumte es nicht mehr, ihren Weg in der Straßenbahn oder der Hochbahn genau zu verfolgen, mochten auch noch so viele Katzen und Hunde ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Diese große Liebe zu den kleinen und molligen Wesen teilte Spatz übrigens mit fast allen ihren Klassengenossinnen. Die meisten ihrer Gespräche drehten sich um den Fünferl von Miriam, einem süßen braunen Dackel, oder den Fips von Anni, einem winzigen Foxterrier, der immer wie ein Spielzeug aus dem Schaufenster aussah. Und wenn eins der Kinder im Zoo gewesen war, dann gingen die Erzählungen und Berichte weit über die Pause hinaus, und sie merkten dann nicht einmal, wenn Fräulein Rose die Klasse schon längst betreten hatte und dringend um Ruhe bat. Als dann aber Fräulein Rose den Inhalt der langen Unterhaltungen kennengelernt

hatte und gemerkt, dass sich die Kinder außer ihren Puppen und außer allen kleinen Babys der Welt am liebsten von Tieren unterhalten, schlug sie vor, alles zu sammeln und zu erforschen, was die Kinder schon über Tiere wussten, und nicht etwa nur über Katzen und Hunde, sondern auch über Papageien und Kanarienvögel, über Hühner, Enten und Tauben, über Elefanten und Kamele, und nicht zuletzt über die Affen. Spatz gehörte zu den Kindern, die gar nicht anders konnten, als immer gleich aufs Ganze zu gehen und sich nicht nur mit dem Erzählen zu begnügen.

Sie begann sofort, mit verschiedenen ihrer Kameradinnen einen „Bund“ zu gründen, einen Bund, dessen Mitglieder als erstes ein Abzeichen tragen mussten. Die Abzeichen sollten kleine Tiere sein, wie man sie als Hund oder als Katze, als Vogel oder als Marienkäfer in den Schaufenstern sieht. Dann aber mussten sie natürlich einen Leitsatz haben, den sich Spatz ebenfalls ausgedacht hatte. Er hieß ganz einfach: „Hilf dem Tier!“ Dieser Spruch bezog sich auf vieles, das Spatz, Miriam, Anni und viele andere ihrer Kameradinnen gesehen und beobachtet hatten. Eine von ihnen hatte erlebt, wie Jungens auf ein Eichkätzchen mit Zündpistolen schossen, ein anderes, wie Jungen eine Katze die Stockwerke eines Hauses hinauf jagten, dann wieder hinunter, dann wieder hinauf! Andere entsannen sich, wie Leute die Affen neckten und ärgerten, und schließlich kam auch die Sprache auf Frösche, Eidechsen und Marienkäfer. Es gab wohl keines der Kinder, die nicht zumindest im Sommer die Marienkäfer von den Hecken ablasen, sie in eine dunkle Schachtel sperrten und nach Hause trugen. Auch Spatz hatte das getan. Aber fast immer waren die kleinen Tiere, wenn man sie aus ihrer Umgebung gerissen hatte, gestorben, mochten sie noch so viel Grünes und noch so viel Nahrung bekommen haben. Nun aber wollten Spatz und Miriam, Anni und viele andere von ihnen ein neues Leben beginnen, — was die Tiere betraf! Aber wie es immer ist, es waren dazu schwierige, ja fast unüberbrückbare Hindernisse zu überwinden.

Mutti schlug Spatz an einem Sonntag vor, mit ihr einen kleinen Ausflug zu machen zu einem Ort, wo es Wald und Wasser gab,

und wo man herrliche Wege machen konnte! Im Allgemeinen liebte Spatz keine Wege. Sie wollte nur dorthin, wo es eine Schaukel gab, oder dorthin, wo man baden konnte, obwohl es längst Herbst war. Ihrer Meinung nach war der Wald überall der gleiche, und das Wasser sah überall genau so hell und durchsichtig aus, und es war nicht nötig, deshalb erst weit laufen und sich abplagen zu müssen. Erst als Mutti sagte: „Weißt du nicht, wieviel Tiere im Wald und im Wasser wohnen, die du beobachten kannst, wie sie sich ihr Leben einrichten“, fing Spatz an, sich für diesen Ausflug zu erwärmen. Was gab es wirklich alles zu sehen, wenn man plötzlich die Augen etwas weiter aufmachte als gewöhnlich, und wenn man nicht nur allein daran denkt, seine Stullen auszupacken sobald man ins Freie gekommen ist und nach Eiswaffeln Ausschau zu halten. Spatz blieb an einem Ameisenhaufen stehen und konnte genau beobachten, mit welchem Fleiß und welcher Unermüdlichkeit sie ihre Wege und Gänge bauten. Spatz sah ein Eichhörnchen einen Baum hochklettern mit einer Geschicklichkeit, die Spatz einen Vergleich mit ihren Kletterkünsten in der Schule aufdrängte. Spatz sah schillernde Käfer und bunte Schmetterlinge, ja, sie begegnete sogar einem kleinen Reh, wie es eilig davonhuschte, als es vom Geräusch der Fußtritte erschreckt wurde. „Jedes Tier hat seinen Schutz, und jedes Tier hat seine Waffe“, hatte Fräulein Rose erzählt, und nun konnte Spatz mit Mutti darüber sprechen, wie das eine Tier durch seine Augen, das andere durch seine Nase, das dritte durch die Erschütterung des Bodens die Gefahr witterte. Wie das eine durch seine Schnelligkeit, das andere durch seine dem Erdboden ähnliche Farbe, das dritte durch irgendeine dem Körperbau eingefügte Waffe oder durch werkzeugähnliche Gliedmaßen der Gefahr begegnen konnte. Und neben all diesen nützlichen Dingen, die aus Zweckmäßigkeit geschaffen waren, gab es noch überall etwas Schönes, etwas zum Freuen, wie die Zartheit und Feinheit des Rehs, das zärtliche Trillern des Vogels, den Fleiß und die Gewissenhaftigkeit der Ameise. Spatz wusste genau, wieviel Wert Mutti darauflegte, dass man immer etwas zum Freuen hatte, wobei sie allerdings hinzufügte, dass man es sich meistens erst mühsam suchen muss.

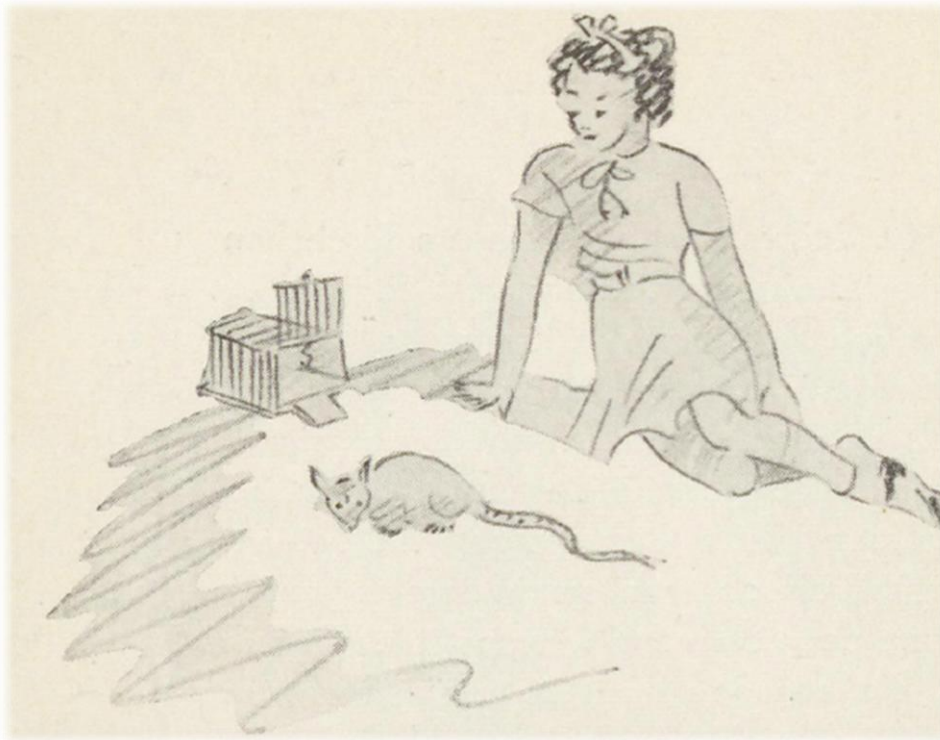
Spatz, die doch so ungern Ausflüge machte, bei denen man so lange gehen muss, statt an einem Fleck herumzutollen, fand auf einmal diesen Weg sehr unterhaltsam. An einem kleinen Gasthof hielten sie, und Spatz wollte gerade überlegen, ob sie sich Himbeerwasser oder lieber Orangeade bestellen wollte, als sie lauter kleine Küken bemerkte, auf die sie sofort zustürmte, um sie zu streicheln. In diesem Augenblick kam aber die Henne mit gesträubten Federn herzu, und hackte Spatz mit ihrem Schnabel in die Backe. Wäre Mutti nicht schnell hinzugelaufen, um die Henne zu verscheuchen, so wäre noch schwereres Unheil entstanden. Aber immerhin lag über Spätzchens Backe eine schmerzhaft Wunde, die Mutti sofort auswaschen musste. Spatzens ganze Unternehmungslust war verschwunden. Wenn sie auch nicht arge Schmerzen hatte, so war sie verstimmt. Sie, die doch so gut befreundet mit den Tieren und sogar zur Vorsitzenden ihres Bundes gewählt worden war, wurde so erschreckt, dass sie von nun ab jeder Henne weit aus dem Wege gehen würde. Sie nahm sich vor, den Bund sofort wieder aufzulösen, obwohl ihr Mutti erklärt hatte, dass das Tier durch ihre schnellen Bewegungen und ihr von allen getadeltes Ungestüm, in ihr einen Feind gesehen hätte, der ihren Kleinen etwas tun wollte. Tiermütter haben eben einen ganzen Schatz schlechter Erfahrungen auf diesem Gebiete, und so konnte auch die Henne unmöglich an Spatzens freundschaftliche Gefühle glauben! —

Am nächsten Tag meinte Spatz als Vorsitzende des Bundes, sie wollten allen Tieren helfen, den frechen Hennen ausgenommen. „Dann aber müssen die Affen auch ausgeschlossen werden“, meinte Miriam, die gestern mit ihrem Onkel im Zoo gewesen war. Miriam hatte lange vor dem Affenkäfig gestanden, und sie konnte sich nicht genug darüber freuen, wie sich die Affen im Turnen und Klettern an Possierlichkeit überbieten, wie die Mütter ihre Kleinen am Schwanz ziehen und hinter sich her schleifen, wie sie Nüsse knacken, wie sie sich gegenseitig das Fell lausen, — wenn nur das mit dem Täschchen nicht passiert wäre. Miriam hatte nämlich zu ihrem Geburtstag ein süßes rotes Täschchen geschenkt bekom-

men! Dieses Täschchen hatte Reißverschluss. In diesem Täschchen befand sich ihre Mitgliedskarte mit dem Leitsatz: „Hilf dem Tier!“, von einem Bleistift, Bildern von Filmstars, von Ringen mit bunten Steinen, die sie gerade sammelte, abgesehen! Dieses Täschchen nun hatte ihr ein Affe, als sie etwas zu dicht am Gitter stand, aus der Hand gerissen, und dann natürlich in lauter kleine Fetzen zerlegt. Das Publikum hatte sich totgelacht, Miriam weinte, sie hatte das Gefühl, als ob man sie in ihrem großen Kummer ganz allein ließ und noch obendrein verspottete. Darum nun wollte sie die Affen, die besonders auf Leierkästen und in Schaukästen von den Leuten geneckt wurden, ausschließen. Als dann noch Gerda ihr Erlebnis erzählte, die von einem Hund, den sie streicheln wollte, gebissen worden war, sahen die Aussichten für den Bund sehr trübe aus. Sollten denn nun auch die Hunde ausgeschlossen werden, um die es sich doch gerade besonders handelte? —

MUTTIS „GROSSE“

Spatz ging daher an diesem Tag sehr gedankenvoll nach Hause, und sie überlegte, dass es eine besonders große Aufgabe wäre, anderen Wesen über alle Gefahren hinweg eine gleichmäßige Liebe und Freundschaft zu bewahren. Als sie an diesem Tag in die Küche ging, sah sie eine Mausefalle stehen, die Frau Beer aufgestellt hatte. Frau Beer hatte schon einmal davon gesprochen, dass scheinbar Mäuse in der Küche wären, und sie hatte es nur Mutti erzählt; denn sie wusste genau, dass Frau Süß bei einer solchen Möglichkeit gleich ihre Sachen packen würde. Spätzchen trat näher, um sich die Mausefalle anzusehen. Aber wie erschrak sie, als sie bemerkte, dass sich wirklich ein kleines Mäuschen darin gefangen hatte, das nun immer hin und her lief, und vor Angst und Not nicht aus und ein zu wissen schien. Spatz überlegte, dass es nicht anging, einem so kleinen Tier seine Hilfe zu versagen, das sich nicht selbst helfen konnte, noch dazu, da sie Vorsitzende des Bundes: „Hilf dem Tier“ war. Schnell — gottlob war niemand in



der Küche, öffnete sie die Falle ein wenig, um dem armen Mäuschen die Freiheit wiederzugeben. Aber o Schreck, es lief in seiner Angst geradewegs auf den Flur zu, in das Zimmer von Frau Süß hinein, da die Tür nur angelehnt war. Frau Süß wollte gerade ausgehen und hatte nur noch ein-

mal aus dem Fenster gesehen, ob sie ihren Schirm mitnehmen musste. Da lief die Maus ihr sozusagen gerade unter die Beine. War das aber ein Geschrei! Sie schrie so laut, dass Frau Beer in böser Ahnung sofort hinzulief. Frau Beer hatte die Maus nämlich schon in der Falle gesehen — sie musste nur mal schnell telefonieren — und dann sollte die Maus ertränkt werden. Aber nun bestand kein Zweifel, dass Spatz an die Falle gegangen war und die Maus in Frau „Süß“ Zimmer gelockt hatte. „Du dummes Ding“, begann sie zu schelten, immer habe ich dich in Schutz genommen und gesagt: Kinder sind alle so, und neulich noch habe ich deiner Mutter geraten, wir wollten es doch noch einmal versuchen! Jetzt aber weiß ich, dass du uns alles nur zum Schabernack erweist. Na warte, wenn du es so weiter machst, dann wird euch überhaupt niemand mehr haben wollen, und deine arme Mutter kann sehen, wo sie mit dir bleibt!“ „Ich habe aber gar nicht die Maus hier hereingelassen, ich habe ihr doch nur die Freiheit geben wollen!“ „Ach was, Freiheit! Wenn nur du nicht so viel Freiheit hättest, damit du nicht immer auf so böse Gedanken kommst, du freches kleines Ding!“

Spatz fühlte sich sehr beleidigt. Sie wusste genau, dass sie in diesem Fall nichts Böses tun wollte; aber es schien, als ob man ihr überhaupt nichts Gutes mehr zutraute. Am meisten aber verstimmte es sie, dass man immerwährend ihre Mutti bedauerte, dass sie ein so böses und unerzogenes Kind hatte wie Spatz. Einmal

hatte Spatz zwar eingewandt, dass Mutti ihr das niemals gesagt hätte. Da aber brach gleich ein Sturm von heftigen Worten los. „Wenn deine Mutter es dir nur mal gesagt hätte; das wäre besser gewesen. Aber du bist so ein verzogenes Nesthäkchen, das sich immer alles erlauben durfte, was es wollte.“ „Ich bin jetzt schon lange Muttis ‚Große‘“, warf Spatz ein. Aber Frau Beer ließ sich nicht beirren. „Und wenn dir deine Mutter nichts sagt, so tut sie es auch, weil sie zu müde, zu abgearbeitet ist, um immerzu mit dir zu schelten. Schließlich hat sie ihre Kräfte zu anderen Dingen nötig. Sie sollte dich in ein Heim geben. Das wäre noch das Beste für dich!“ Obwohl Spatz von Kindern gehört hatte, die froh waren, in einem Heim zu wohnen, wo sie unter vielen Kindern sein konnten und den ganzen Tag im Freien lernen oder spielen, so besaß im Augenblick dieser Gedanke für sie etwas Quälendes. Denn sie war ja so stolz gewesen, mit Mutti zusammen zu wohnen und für Mutti zu sorgen, wie es ihr Ruth und Gert so dringend ans Herz gelegt hatten. Irgendwie schien es ihr, dass sie bei allem Unheil, was ihr jetzt widerfuhr, doch glücklich war, weil sie von Mutti ganz wie eine Große behandelt wurde und Mutti vieles mit ihr sprach, was sie sonst vielleicht immer nur mit Ruth überlegt hätte. Wie oft hatte Spatz früher Ruth darum beneidet, wenn sie mit Mutti am Abend in ein Konzert gehen durfte oder in einen Vortrag, und sie sah die beiden Arm in Arm fortziehen. Und nun bedauerte man Mutti, dass sie so ein Kind wie Spatz hatte! Beinahe bei jeder Ungezogenheit, die man Spatz vorwarf, bekam sie es zu hören, und jetzt konnte nicht einmal Mutti ihr helfen. Würde Mutti ihr überhaupt sagen, wenn sie durch Spatz Kummer und Sorgen hatte? Wusste Spatz nicht genau, dass Mutti neulich, als sie so lange nach dem Vorfall mit dem Versteck in der Küche blieb, allerhand Unangenehmes über Spatz erfahren musste? Hatte Mutti nicht traurig ausgesehen, als sie Spatz „gute Nacht“ gesagt hatte? Jetzt schien es Spatz, als ob sie noch einsamer war als auf dem Untergrundbahnhof.

Mutti konnte sich gar nicht erklären, was eigentlich in der nächsten Zeit mit Spatz los war. Denn wenn sie auch die Geschichte mit der Maus erfahren hatte, und wenn sie auch sofort wusste, dass

Spatz dieses Mal keine böse Absicht gehabt hatte, und dass es ihr nur an der Überlegung gefehlt hatte, die Maus ins Freie zu setzen, so hatte man ihr doch nicht erzählt, wie man sie bedauert hatte, dass sie ein so schlecht geratenes Kind wie Spatz besaß. Während doch Spatz immer gewohnt war, Mutti alles gleich zu beichten, so blieb dieser letzte Zusammenstoß mit Frau Beer unbesprochen. War es doch Spatz jetzt durchaus als möglich erschienen, dass Mutti ihr doch nicht sagen würde, was sie über ihren Spatz dachte. „Hat Mutti mich vielleicht gar nicht lieb, und will sie es mir nur nicht zeigen“, überlegte Spatz. Da Mutti sich wiederum Spatz' eigen tümliches Verhalten während dieser Zeit nicht erklären konnte, weil sie ihre frühere Offenheit vermisste, machte Mutti Spatz Vorwürfe, die sie früher nie gehört hatte. Einmal sagte Mutti sogar: „Scheinbar haben die andern ganz recht, Spatz, dass du ein ungezogenes und launenhaftes Kind bist!“

Hätte Spatz nur nicht das Gespräch gehört, das Frau Beer mit Mutti vor der Tür führte, als sie glaubte, Spatz wäre schon eingeschlafen. „Das Kind ist viel zu lebhaft. Das Kind hindert Sie am Verdienst. Sie werden nie etwas werden, wenn Sie es nicht fortgeben, und außerdem werden Sie das bisschen Kraft, über das Sie noch verfügen, auch bald einbüßen! Alle Kinder sind ja jetzt von ihren Eltern getrennt, und glauben Sie nur, wie es ihr Spatz machen wird, unter anderen Kindern zu sein!“ — Spatz wusste genau, dass Frau Beer nur zuredete, um Mutti nicht als Mieterin zu verlieren und Spatz als Störenfried loszuwerden, und sie hoffte, Mutti würde das auch sofort begreifen. Aber seltsamerweise erwiderte Mutti: „Das kann sein. Ich würde rascher vorwärtskommen, wenn das Kind nicht bei mir wäre. Und dass sie eine wilde und ungestüme Natur hat, gewiss, das weiß ich!“

Spatz hörte nur die Worte, aber sie sah nicht, was Mutti für ein Gesicht machte; denn Mutti dachte darüber nach, dass sie Spatz gar nicht entbehren konnte, seitdem sie Muttis Älteste und Jüngste zugleich war, und sie erwog im Stillen, ob es für Spatz wirklich das Richtigere war, sie jetzt in eine andere Umgebung zu bringen. Spatz wusste nicht, dass Muttis Gedanken sich überhaupt nicht um

das Geldverdienen, sondern nur um ihren kleinen Spatz drehten. Aber darüber sprach sie nicht mit Frau Beer, weil Frau Beer keine Kinder hatte und nur so tat, als ob sie Kinder verstände.

„ZEIG MAL DEIN RECHENHEFT!“

In dieser Zeit, in der selbst zwischen Spatz und Mutti nicht alles in Ordnung war, wurde Spatz noch unlustiger und in Wirklichkeit launenhaft. Sie sah blass aus und hatte in jeder Nacht quälende Träume. Sie träumte, dass sie nach Hause gehen wollte zu ihrer Mutti; sie beeilte sich so wie immer, wenn sie aus der Schule kam, und an diesem Tage beeilte sie sich besonders, weil sie unterwegs etwas Blinkendes gefunden hatte, von dem sie glaubte, das müsste einen besonderen Wert haben. Es würde sie vielleicht reich machen, so dass Mutti nicht immer fort musste und Stunden geben. Als sie aber nach Haus kam, sagte Onkel Paul, dass Mutti nicht da sei. Spatz wusste aber, dass Onkel Paul immer nur Spaß machte und ging doch herein. Da saß Mutti auch wirklich, aber sie hatte ein anderes Gesicht als sonst und eine andere Sprache. Als Spatz das Glänzende in der Hand hielt, das sie Mutti zeigen wollte, sagte sie: „Das ist ja bloß eine kaputte Glasscherbe.“ Da bekam Spatz ein furchtbar elendes Gefühl. Nichts an Kummer und Unglück, das sie bisher erfahren hatte, war mit diesem Gefühl zu vergleichen, das mit einem großen Schrecken verbunden war. Spatz wusste mit einem Mal, dass wenn plötzlich diese hier ihre Mutti war, die frühere es nicht gewesen sein konnte, und vielleicht gab es überhaupt keine bestimmte Mutti, sondern immer eine andere, die sich nach Belieben mal in die, mal in jene Gestalt verwandeln konnte. Und plötzlich bekam auch diese Mutti die Stimme von Annis Mutter, als sie sagte: „Zeig mal dein Rechenheft, dein Diktatheft. Na, wie ist es heute in der Schule gewesen. Hast du eine 4 geschrieben. Erzähle mal — —“ und so immer fort, während Spatz doch genau wusste, dass ihre frühere Mutti niemals in sie drang und sie zwang, etwas zu sagen oder zu tun, das sie sich abquälen musste. Spatz träumte, dass sie nun immer mit dieser Mutti zusammenbleiben müsste, weil sie noch ein Kind war, das, wenn es fortliefe,

um die andere Mutti zu suchen, wieder zurückgebracht werden würde. Aber gerade, als Spatz doch den Versuch machte, sich fortzuschleichen und dazu nichts weiter nötig hatte, als die Haustür zu öffnen, rief Frau Beers Stimme: „Du dummes Ding, du machst uns noch das ganze Haus kaputt. Wirst du wohl mal gleich zurückkommen?“ Und dann brachte sie sie wieder in das Zimmer, in dem ihre Mutti saß, die ein anderes Gesicht und eine andere Stimme hatte, als ihre wirkliche Mutti.

Spatz konnte sich am nächsten Tag gar nicht von diesem Traum erholen, und sie konnte ihn nicht einmal Mutti anvertrauen. Denn es fiel ihr nach diesem Traum ein, dass sie oft gar nicht wusste, was „wirklich“ war und was nicht. War Mutti ihre Mutti, war dieses Zimmer ihr Zimmer, hatte sie eine Ruth, einen Gert, eine Miriam und ein Fräulein Rose? Oder war nicht das andere Wirklichkeit, der kalte Raum und eine Mutti, die eine fremde Stimme hatte und eine Frau Beer, die wie im Traum über alles zu bestimmen hatte, und die „du dummes Ding“ sagen durfte? — Spatz ging unglücklich in die Schule, und Spatz hatte an diesem Tag in allen Dingen Pech, nichts als Pech! Sie hatte vergessen, dass sie in ihrem Gedicht zwei Strophen weiter lernen sollte, und sie kam natürlich gerade heran. Sie wurde sogar vorgerufen, um auf dem Katheder zu stehen, weil sie sonst immer so gut aufsagen konnte, und nun stand sie stumm und wusste genau so wenig zu sagen, dass sie es vergessen hatte, zu lernen, wie dem Schaffner, dass sie falsch ausgestiegen war. Natürlich begann die Klasse zu lachen, weil sie immer wieder den Mund aufmachte und schloss, ohne einen Ton herauszubringen. In Hebräisch versagte sie vollständig. Es war, als ob sie überhaupt nie eine von den Vokabeln gelernt hätte, die abgefragt wurden. Und dann kam Turnen. Spatz hatte im Turnen großen Ehrgeiz, der von Gert besonders geschürt worden war. Gert hatte gesagt: „Wenn du später mal mit mir wandern willst, und wenn ich dich mitnehmen soll, dann musst du erst mal eine Stange hochklettern können; sonst kommst du auf keinen Kirschbaum herauf. Und dann musst du gut am Barren sein, sonst kannst du nicht über einen Graben springen, und dann musst du fein Klimmzug machen lernen, sonst hast du keine Muskeln, um

einen Rucksack zu tragen oder 20 Pfd. Kartoffeln zum Abkochen zu schleppen.“ Heute nun, gerade beim Klettern auf die Stange, rutschte Spatz immer wieder herunter, und dabei fiel ihr zuerst ein Turnschuh vom Fuß, dann die Spange aus dem Haar und ihr Taschentuch aus der Turnhose. Gerade aber Gertrud war es, die heute am höchsten auf die Stange kam und alles rief: „Fein“, „prima“, „donnerkiel noch eins“ und der Beifall prasselte nur so durcheinander.



Trübselig ging Spatz nach Haus. Nicht einmal auf Mutti konnte sie sich freuen, und wer weiß, ob Mutti überhaupt zu Hause war. Am liebsten wollte sie das Nachhausekommen, auf das sie sich sonst immer so freute, ein wenig herauschieben. Lange genug trödelte sie auf der Straße, stellte sich vor ein Schaufenster mit Vögeln und Goldfischen, vor ein Fluss- und Seefischgeschäft, um die Karpfen schwimmen zu sehen, vor ein Geschäft mit Spielwaren, um sich für ihren nächsten Geburtstag, der allerdings erst in vier Monaten sein würde, etwas auszusuchen. Aber endlich kam sie doch nach Haus. Weil sie so gar keine Lust hatte, herauf zu gehen, fiel ihr ein, dass sie ja auf dem Hof etwas an der Teppichstange turnen könnte. Vielleicht ging es besser als in der Turnstunde. Aber wie immer vergaß Spatz, dass sie eine Mappe trug, und eine Frühstückstasche umhatte, die sich bei der Welle mit der Stange verwickelte, so dass Spatz losließ und dabei herunterfiel. Sie hatte eine ganze Weile gelegen, ohne zu wissen, was sich überhaupt ereignet hatte, als jemand über den Hof ging und sie liegen sah. Der Portier trug sie nach oben.

Als Spatz aufwachte, lag sie im Bett, Muttis besorgtes Gesicht über ihr. Es war das alte Gesicht! Spatz war so beruhigt darüber, dass sie erst einige Sekunden später bemerkte, welcher entsetzliche Schmerz am Kopf und in den Gliedern war. Sie war so müde, dass ihr gleich wieder die Augen zufielen. Erst viel später erfuhr sie, dass sie sich bei dem Fall von der Teppichstange eine Kopfwunde zugezogen hatte, von allen blauen Flecken und Quetschungen abgesehen. Sie hatte Mutti in große Sorge gebracht, in viel größere als damals, als sie sich im Schrank versteckt und die Maus aus der Falle gelassen hatte. Spatz glaubte, es müsse lange her sein, vielleicht schon Jahre. Aber war es nicht trotz der Schmerzen, trotz allen Stillliegens, trotz der furchtbaren Müdigkeit wundervoll, Mutti fast immer neben dem Bett zu sehen? War es nicht so, als ob die letzten Wochen mit den vielen Kümernissen und dem schweren Druck im Herzen überhaupt verflogen wären? Das Erste, was Spatz fragte, als sie so weit war, sich wieder zu unterhalten — und wie sehr hatte Mutti darauf gewartet, das kleine Plappermäulchen wieder schnurren zu hören — war dieses: „Mutti, muss ich in ein Kinderheim?“ „Aber Kindchen“, erwiderte Mutti, und suchte dabei nach irgendwelchen Zusammenhängen, „wer denkt denn daran, und abgesehen davon freuen sich doch alle Kinder immer sehr darauf, wenn man es ihnen erlaubt, unter Kindern zu leben?“ „Ja, aber Mutti, ich möchte viel lieber ‚deine Große sein!‘“ Nach und nach reimte sich Mutti zusammen, worauf Spätzchens Verstimmung und ihr Betragen in den letzten Wochen zurückzuführen war. Sie führten jetzt lange Unterhaltungen miteinander. „Zuerst, mein Spatz, bleiben wir noch beieinander“, meinte Mutti. „Wir haben uns noch viel zu sagen. Und sicher ist eins: Wir ziehen hier fort, und vielleicht kommst du in eine Umgebung, in der du dich wohler fühlst. Aber nun sage mir einmal ehrlich, wäre das nicht irgendwie zu umgehen gewesen, das mit der Teppichstange? Oder wolltest du es darauf ankommen lassen, so zum Spatz ein bisschen unvorsichtig zu sein?“

„Eigentlich habe ich mich nur geärgert, dass ich in der Turnstunde nicht auf die Stange kam und Gertrud die beste war. Ich wollte mich üben, wenn niemand dabei ist.“ — „Nun gut, das ist

Gerts Fehler gewesen, dass er dich immer bei Dingen angespornt hat, die deinen Jahren und deiner Kraft nicht entsprechen, obwohl du diesen Ansporn schon ganz von selbst in dir trägst. Es ist nicht nötig, Spatz, dass man alles gleich gut können muss. Es gefiele mir viel besser, wenn du ertragen lernst, einmal etwas recht schlecht zu können und womöglich von den andern verlacht zu werden. Dazu gehört viel mehr Mut, mein Spatz. — Spatz schwieg lange und wurde sehr nachdenklich. — „Aber dann“, fuhr Mutti fort, „war es gewiss noch ein ‚anderer‘ Grund gewesen; denn ich weiß doch, dass dich Gert sehr trainiert hat, was klettern und springen anbetrifft, und da könnte es vielleicht doch sein, dass noch etwas anderes dazu gekommen ist, dass du so einfach von der Teppichstange fällst und dir eine Verlegung zuziehst, die ebenso sehr schlimm ausgehen konnte.“ — Nun dachte Spatz noch einmal nach, und jetzt holte sie tief Atem, als könnte etwas, das sich in ihrem Herzen ganz festgesetzt hatte, beim besten Willen nicht mehr herauskommen. Wenn man es nun ganz einfach ausspuckte, wie etwas, womit man sich furchtbar den Magen verdorben hat?

„Vielleicht, Mutti“, begann Spatz auf einmal, „vielleicht habe ich auch gedacht, ich wäre gar nicht dein richtiges Kind“, — und ihr fiel dabei der schreckliche Traum ein, den sie in den verschiedensten Abwandlungen immer wieder geträumt hatte. Jetzt war aber Mutti an der Reihe, erstaunt zu sein. „Aber Spatz, ob richtiges Kind oder nicht, das ist doch vollkommen gleichgültig. Du bist ja nun zufällig mein ‚richtiges‘ Kind, und ich bin zufällig deine ganz richtige Mutter; aber ob wir nun auf diese oder jene Weise zusammenkommen, und ob wir uns auf diese oder jene Weise trennen müssen, deshalb gehören wir doch zueinander.“ Und plötzlich wurden Muttis Augen traurig wie immer dann, wenn sie lange keine Post auf dem Tischchen vorfand, und sie fügte hinzu: „Weißt du, Spatz, auch das Zusammengehören hat nichts damit zu tun, ob wir Eltern oder Kinder, Onkel oder Tanten von jemand sind. Zusammengehören kann man nur, wenn man jemand wirklich von Herzen liebhat und an ihn glaubt! Und das weißt du doch, mein Spatz, dass ich an dich glaube, und wenn du selbst absichtlich die Maus in das Zimmer von deinem ‚Hausschreck‘ gelassen hättest?“ Da

hatte ja nun Mutti, ohne es zu ahnen, mitten ins Schwarze getroffen, und das merkte sie dadurch, dass Spatz auf einmal zu schluchzen anfang. Das war kein Schluchzen, wie es manchmal geschah, mit dem sie hoffte, alles aus dem Weg zu räumen, was ihr unangenehm war, wie damals auf dem Untergrundbahnhof, als sie gesagt hatte: „Weinen ist viel leichter!“ Nein, dieses Mal war es ein Schluchzen, das viel wichtiger für Spätzchens Genesung war als alle Medizin, die der Arzt ihr aufgeschrieben hatte und als der große Kopfverband, auf den Spatz mächtig stolz gewesen war. — Jetzt war es plötzlich ganz leicht und einfach zu erzählen, was Frau Beer damals zu Spatz gesagt hatte und von dem Gespräch, das sie aus Versehen mit angehört hatte. „Na, Spatz“, sagte Mutti, nachdem nun allmählich alles ans Licht gekommen war, was so lange im Dunkel der kleinen Seele geruht hatte und keinen Weg nach außen fand. „Jetzt verstehe ich natürlich deine Unausstehlichkeit in der letzten Zeit. Es ist geradezu unrecht von mir, dass ich dieses Mal so vorbei gegangen bin an dir, und an diesem Fall von der Turnstange habe ich also genau so viel Schuld wie du! Wie konnte ich nur so entsetzlich dumm sein! Aber wir wollen uns nun beide vornehmen, mein Spatz, dass wir es wieder gut machen wollen aneinander, indem wir uns besser verstehen lernen, als es vorher gewesen war, und uns noch mehr von den Augen absehen lernen. Verzeih mir, Spatz, das wollen wir nun anders machen!“ —

Spatz war im Innersten aufgewühlt. Gewiss, sie hatte ihre Mutti schon immer liebgehabt, wie alle Kinder ihre Mutti liebhaben und vielleicht noch ein bisschen mehr, seitdem sie mit Mutti allein lebte und Muttis „Große“ geworden war. Aber das Gefühl, das sie jetzt empfand, was etwas Neues und tief Erregendes. Es war ihr, als wäre sie auf einmal Muttis Freundin geworden, nicht nur Mutti die ihre, sondern vielmehr sie Muttis, und das war doch etwas, was über alles, was Spatz bisher erlebt hatte, weit hinausging. Es war gar nicht wahr, dass sie ein missratenes und unerzogenes Kind war. Vor allem war es gar nicht wichtig, ob sie sich diese oder jene Ungezogenheit geleistet und damit andere Menschen verärgert hatte; denn sie hatte ja sozusagen ein Bündnis mit Mutti geschlossen, ein Bündnis, miteinander durch Dick und Dünn zu gehen.

und selbst eine Trennung nicht schwer zu nehmen, weil man nun einmal zusammengehörte, tief innen im Herzen. Vor allem aber konnte Spatz nicht vergessen, dass Mutti gesagt hatte, sie, Spatz, möchte ihr verzeihen! Spatz war gewohnt, dass die Damen in der Bahn, denen sie Platz machte, mochte sie oft noch so müde sein, kaum ein Kopfnicken aufwandten, und ebenso war sie gewohnt, dass in den Läden, in denen sie Milch oder Brötchen holte, die Damen sie mit aller Selbstverständlichkeit in den Hintergrund drängten, lange und überflüssige Gespräche mit der Verkäuferin führten, und von Spätzchens Eile überhaupt nichts zu merken schienen. Und wie oft hatte Spatz noch Schularbeiten zu machen, oder sie musste zu ihren Stunden am Nachmittag genauso pünktlich erscheinen wie die Erwachsenen. Noch vieles andere hatte sie beobachtet, das in ihr allmählich ein großes Misstrauen gegen die Erwachsenen großgezogen hatte. Aber nun hatte ihre Mutti behauptet, dass sie selbst etwas grundfalsch gemacht hätte.

„Mutti, weißt du eigentlich, dass ich jetzt sehr schlecht im Rechnen bin, weil wir etwas Neues haben, wofür ich keine „Tricks“ weiß, und weißt du, dass ich mich mit Gertrud geboxt habe, weil sie behauptet hat, mein Tretroller hätte keine Vollgummireifen und wäre überhaupt doof?“ — Wie einfach war es doch, alles zu erzählen, was nicht so war, wie es hätte sein müssen, oder wie man es sich eigentlich gewünscht hätte, wenn Muttis auch faul oder fleißig, unordentlich oder ordentlich, klug oder dumm sein konnten. Als Mutti jetzt staunend eine ganze Beichte von lauter Unzulänglichkeiten und Widerständen entgegennahm, die Spatz sich zu erzählen scheinbar geschämt hatte, meinte Mutti: „Jetzt habe ich noch einen Fehler gemacht, Spatz; aber ich glaube, den machen viele Mütter. Denke nur nicht, dass ich eine gute Schülerin war, so eine Musterschülerin, weißt du? Im Rechnen habe ich beispielsweise oft eine 4 gehabt, und als ich mich später für andere Dinge zu interessieren begann als für die Schule, — und früher waren leider die meisten Dinge, die man in der Schule lernte, nicht brauchbar für das Leben, — da wurde ich zeitweilig eine schlechte Schülerin, bis auf das Fach, das ich gern hatte, und bis auf die Stunden bei der Lehrerin, die ich liebte. Denn wenn man älter wird, strebt man danach, etwas

aus ganzer Seele zu tun, irgendetwas aus ganzem Herzen zu lieben, und dann hat man nicht immer Kraft genug, auch auf alles andere aufzupassen.“

Ja, war es nicht auf einmal, als wären bei Spatz, aber auch bei Mutti alle Schleusen geöffnet worden, und sie mussten sich jeden Tag aufs Neue Dinge erzählen, als hätten sie sich gerade eben erst „neu“ kennen gelernt? Glaubte nicht Spatz, da Mutti ihr so viel Vertrauen schenkte und ihr auch andererseits zeigte, dass man etwas ganz anderes wichtig und ernst nehmen muss, als das, was Spatz gedacht hatte, als ob sie auf einmal aus allen ihren Kleidern herausgewachsen sein würde, wenn sie jetzt aufstand? Als ob sie nun nicht mehr so ein Baby sein könnte, das nicht den Mut aufbringt, für irgendeine Dummheit oder ein Versehen einzustehen? Ja, gewiss hatte Mutti recht. Wenn auch in den Büchern immer zu lesen war, welche große Taten mutige Leute verbringen mussten, wie schnell sie bei der Hand waren, einen Feind umzubringen, einem, der in Gefahr schwebte, zu helfen und überhaupt immer auf dem Sprung zu sein, — die mutige Tat des Alltags war viel schwerer, und es konnte in keinem Buch darüberschrieben werden, da sie niemand sah. Immer hatte sich Spatz in ihren Gedanken damit beschäftigt, wie man berühmt werden kann, wie die Helden und Heldinnen, von denen die Bücher erzählen. Immer hatte sie, — abgesehen von dem verborgenen Schatz unter der Erde, — Träume gehabt, in denen sie ein Kind aus den Fluten rettete, eine kleine Taube, — nicht gerade eine Henne, — dem Maul eines Hundes entriss, verzweifelten Eltern ein von den Zigeunern geraubtes Kind zurückbrachte, — aber jetzt begriff sie auf einmal, dass „mutig sein“ nicht nur eins, sondern tausend Gesichter haben kann. Mutig war es, das wusste sie jetzt, dass sie ihre Hand nicht aus der des Schaffners gezogen hatte, sondern sich zu ihm bekannte, selbst, als sie wusste, wie sie sich damit ihrer Feindin in die Hand gab. Wie einfach war alles, wenn man für so viele verwirrende Fragen auf einmal eine ganz einfache Erklärung fand. Mutig war es auch, dass sie sich ausgeschlossen hatte, gemeinsam ein Kind aus ihrer Klasse zu ärgern, weil sie an sich ein unverträgliches Kind war, wie Spatz auch so manches Mal. Aber Spatz hatte bedacht, dass dieses Kind

allein sein würde, eins gegen viele, und da hatte sie sich auf einmal zu diesem Kind gestellt und war sogar mit ihm in der Pause gegangen, obwohl sie es selbst nicht recht leiden konnte. Auf einmal fielen Spatz viele Dinge dieser Art ein, die an sich selbstverständlich waren, die aber sehr oft den Spott und die Abwehr der vielen noch vermehrten. Nie hatte Spatz recht begriffen, was Mutti meinte, wenn sie so oft darauf hinwies, man solle sich nur an sein Inneres halten; man solle sich selbst die Treue bewahren; dann kann einem nichts geschehen; aber jetzt auf einmal wusste sie es!

FIPS UND ANNI LADEN EIN

In der Klasse von Spatz ging es in den Pausen seit einigen Tagen noch lauter und erregter zu als sonst. Anni, die den süßen Foxterrier besaß, der wie ein Spielzeug aus dem Schaufenster aussah, hatte bald Geburtstag. Es bedeutete daher viel, wenn Anni Spatz und Miriam und Gerda und noch vielen anderen zuflüsterte: „Bald bekommst du eine schriftliche Einladung“ und hinzusetzte: Erstens gibt es Verlosung, und dann macht sich mein Papa für den Tag frei, und dann wird es „ganz doll“ zugehen. Was Anni unter „ganz doll“ verstand, wussten zwar ihre Freundinnen nicht genau; da sie aber immer so viel von ihrem Papa erzählte, waren natürlich Spatz und Miriam und alle, die auf eine Einladung hofften, blass vor Spannung. Wenn sie sonst von einem „baldigen Geburtstag“ in ihrer Klasse hörten, dauerte es meistens noch drei bis vier Monate. Aber Annis Geburtstag war schon in vierzehn Tagen! Kaum konnten sie in der nächsten Stunde aufpassen, weil sie immer an den Tag denken mussten, wenn sie eine schriftliche Einladung in ihrer Mappe nach Haus tragen würden. Davon abgesehen, freuten sie sich alle ganz besonders darauf, Anni zu besuchen, um ihren süßen Foxterrier zu sehen. Schon jetzt musste Anni Versprechungen abgeben, wer ihn als erste, als zweite, als dritte und so fort, auf den Schoß nehmen durfte. Fast hätte es eine kleine Keilerei abgegeben, weil Anni aus Versehen als dritte zwei statt nur eine ihrer Freundinnen bestimmt hatte. Jede schrie aus Leibeskräften: „Mir hast du es zuerst versprochen,“ so dass bald niemand mehr sein eigenes Wort verstehen konnte. Sie zausten sich gerade an den Haaren, und Spatz ver-

spürte große Lust, ihre Boxkünste wieder einmal zur vollen Geltung zu bringen, als Fräulein Rose eintrat und erst allmählich begriff, dass das ganze Geschrei und Gezanke im Zusammenhang damit stand, dass Anni bald Geburtstag feierte. Aber nach diesem einmaligen Zusammenstoß gaben sich die Freundinnen und diejenigen, die es jetzt gern noch schnell werden wollten, die größte Mühe, sich mit Anni nicht so sehr zu zanken; denn dann sagte sie sogleich: „Rede dir nur nicht ein, dass ich dich zu meinem Geburtstag einlade, — nu schon gar nicht!“ Es gehörte wirklich viel dazu, ihr dann möglichst gleichgültig zu erwidern: „Was ich mir schon daraus mache!“ — besonders wenn das von Anni verkündete Programm täglich länger wurde, und die zur Verlosung gekauften Sachen nach Annis Berichten bald größer waren als der Topf, unter dem sie liegen würden. Nur einmal noch gab es einen ziemlich heftigen Streit, als nämlich darüber beratschlagt wurde, auf welche Art die Verlosung vor sich gehen sollte. Die meisten fanden „Topfschlagen einfach knorke“, weil es so aufregend war, mit dem Löffel so fest zuzuschlagen, bis er in zwei Teile zersprang, was gewöhnlich bei jeder Kindergesellschaft vorkam, — und dann den Topf hochzuheben, um zu sehen, was darunter verborgen war. Gerda wollte lieber Lose haben; sie hatte dabei einmal den Hauptgewinn gezogen; aber Spatz fand es scheußlich, weil es auch Nieten gab, und sie genau wusste, dass sie eine ziehen würde. Eine Woche vor Annis Geburtstag konnte man es kaum noch aushalten; denn bis zu dieser Zeit hatte sie die halbe Klasse ein- und auch wieder eingeladen, und bald wusste keiner mehr mit Genauigkeit zu sagen, ob er unter denen sein würde, die eines Tages mit einem Briefchen in der Mappe nach Haus fahren würde. Besonders Spatz zweifelte immer mehr daran. Denn da Spatz in ihrem Zimmer keine Kindergesellschaft geben konnte, und Kinder meistens nur diejenigen einladen, bei denen sie auch eingeladen werden, — Spatz konnte allerdings nicht einsehen, warum, — hatte sie mehrmals von anderen die Meinung gehört, dass Anni sie durchaus nicht einzuladen brauchte, und dass das Gernhaben damit überhaupt nichts zu tun hätte, so sehr Spatz auch gegen ein so albernere Gerede eiferte. Spatz hatte schon alle ihre Hoffnungen begraben, als eines Tages Anni mit

hochroten Backen in ihrer Mappe kramte und lauter kleine weilte Briefe zum Vorschein brachte. Alles drängte sich um ihren Platz. Es wurde auf einmal so still in der Klasse, wie es sonst nur um drei Uhr zu sein pflegte, wenn die Schule völlig leer war. — Und dann bekam Spatz ihren Brief. Mutti musste lange raten, was Spatz heule in ihrer Mappe mit nach Haus brachte. Spatz wurde ordentlich ärgerlich, dass Mutti scheinbar ganz vergessen hatte, welches Ereignis seit Wochen bevorstand. In der Einladung stand: Lieber Spatz. Bitte, komm am Sonnabend um vier Uhr zu mir und meinem Fips. Deine Anni. Als dann Spatz im Zimmer herumtobte und schrie: „Ich bin zweite, ich bin zweite,“ wusste Mutti sich überhaupt nicht zurecht zu finden. „Zweite bei dem zurückgegebenen Diktat? Zweite beim Wettlauf? Zweite beim Aufpassamt?“ „Nein, nein!“, schrie Spatz geringschätzig, als ob ihr das schon immer völlig egal gewesen wäre: „Zweite beim Fips! Und gewiss wird er von meinem Schoß überhaupt nicht herunterwollen, und Gerda kann bitten, so viel sie will. Wenn Fips ‚nein‘ sagt, kann sie nichts machen.“ Und schon jetzt nahm sich Spatz vor, Zucker zu sammeln, damit Fips „nein“ sagen würde. Natürlich durfte es niemand merken. Spatz hatte jetzt lange Besprechungen mit Mutti, was sie zum Geburtstag anziehen würde. „Du weißt gar nicht, wie fein sich alle zum Geburtstag machen!“ Spatz hätte am liebsten gleich zwei Paar blank polierte Lackschuhe angezogen! Eine Unmenge Dinge, die sie aus Knallbonbons und Wundertüten gesammelt hatte, wurden Tag für Tag anprobiert. Zu gern hätte Spatz alle Ringe auf einmal getragen. „So ein feines Kleid hat doch keinen Zweck“, gab Mutti zu bedenken. „Dann könnt ihr euch doch gar nicht mit Schokolade begießen, und Fips zerreißt es bestimmt mit seinen Pfoten!“ „Aber Fips muss doch weich sitzen“, hielt Spatz Mutti vor, „damit er sich recht wohl bei mir fühlt. Und vielleicht wollen wir auch tanzen. Und sonst habe ich beim Drehen gar keinen Schwung!“ Sofort probierte sie, sich um sich selbst zu drehen, bis sie schwindlig wurde und hinfiel. „Na, das kann ja schön werden“, meinte Mutti besorgt, „wenn du schon jetzt außer Rand und Band bist. Annis Mutter tut mir wirklich leid, wenn ich daran denke, wie sie mit euch 14 Kindern fertig werden soll.“ „Die braucht dir nicht leid zu tun“, versicherte Spatz. „Ihr Vati

hat sich ja für den Nachmittag frei gemacht, und der wird etwas ganz Dolles machen, hat Anni gesagt.“ — Außer den vielen Unterredungen, die über Kleid und Schuhe zu führen waren, — Spatz behauptete, dass alle Kinder mit Wadenstrümpfen kämen, — musste man für Anni ein Geschenk kaufen, und Spatz wollte es selbst mit Mutti aussuchen. Was gab es in dem Laden alles zu sehen! Zuerst fand Spatz eine kleine Puppe in einem Bauernkörbchen süß und goldig, — aber nichts für Anni, — die nicht gern mit Puppen spielte. Dann entdeckte Spatz ein Buch, in dem sie blätterte, weil es vielleicht etwas für Anni wäre, bis es auf einmal so spannend wurde, dass sie ganz vergaß, wo sie war. Die Verkäuferin wurde schon ungeduldig, und Mutti mahnte immerzu: „Nun musst du dich aber entschließen; sonst wähle ich etwas!“ Dann fiel Spatz ein, dass Anni ihr in der Zeichenstunde immer die Buntstifte fortnahm, weil ihre eigenen zerbrochen waren. Gerade als Mutti die Verkäuferin darum bat, rief Spatz: „Das geht ja nicht. Die will ja Miriam schenken!“ Wahrscheinlich würde Spatz noch jetzt im Laden stehen und wählen und dabei hinzusetzen: „Das könnte ich eigentlich auch ganz gut gebrauchen, wenn ihr Blick nicht auf einen Kasperle gefallen wäre, wie sie ihn beim Purimspiel gehabt hatte. So ein Kasperle war bestimmt „etwas für Anni“, die sich immer so gern verkleidete und etwas aufführte. Wenn Anni jemand besuchte, war ihre erste Frage, ob sie nicht mal im Schrank nachsehen wollten, ob da große bunte Tücher oder wollene Jacken oder alte Ledertaschen lägen, mit denen man dann bald einen dicken schwitzenden Mann, bald eine keifende Frau oder sonst irgendeinen Bekannten nachmachen konnte.

Mutti atmete ordentlich erleichtert auf, als der Tag der Kindergesellschaft endlich gekommen war. Sie fand, dass die Vorbereitungen dazu schon für sie so aufreibend waren, dass sie immer wieder Annis Mutter bedauerte, die so viele Kinder zu bewirten und zufrieden zu stellen hatte. Als Spatz endlich bei Anni ankam, von allen Kindern, die schon da waren, umringt, die dann bei jedem Klingeln wie eine wilde Horde auf den Flur stürmten, „um bloß mal zu gucken“, sah sie immerwährend durch die Tür des Vorzimmers in das große Wohnzimmer hinein, ob sie wohl Annis

Vater darin sehen würde. Da sie selbst ohne Vater lebte, war sie schrecklich neugierig, was so ein Papa alles zu tun und zu sagen hatte. Im Grunde bekam sie immer etwas Angst, wenn der Vater einer Freundin plötzlich im Zimmer auftauchte. Oft hatte er ein so ernstes und strenges Gesicht, dass sie gar nicht recht weiter zu spielen wagte. Einmal befand sich Spatz bei Beate gerade im Ausprobieren von Kraftausdrücken, die sie sich gegenseitig zuwarfen, als wären sie beim Ballspielen. „Pfui, du Schw...!“, wollte Spatz gerade rufen, da war so ein Vater aufgetaucht, und das Gesicht, das er gemacht hatte, würde Spatz in ihrem ganzen Leben nicht mehr vergessen. Aber es gab auch Väter, die schrecklich ulkig waren. Sie machten immerzu Witze und stellten Fragen, bei denen man hereinfallen sollte, weil es Fragen „mit einem Trick“ waren. Dann hatte Spatz allerdings von Beates Vater gehört, dass er sich an jedem Abend, wenn er müde und abgespannt aus dem Büro kam, die Schularbeiten zeigen ließ und sehr böse werden konnte, wenn er Unordnung und Unsauberkeit bemerkte, und wenn Beate zu viel Fehler gemacht hatte. Spatz wurde es himmelangst, wenn sie dachte, so ein Vater würde sich einmal in ihrem Zimmer, in ihren Schubladen und ihrer Mappe umtun. Scheinbar machte sich Beate aber nicht viel daraus, weil sie es schon gewohnt war, „dass ihr Vater immer etwas zu schimpfen hatte“. „Er hat mal wieder gemeckert“, verkündete sie frech in der Schule. So aber sprach Anni nie von ihrem Vater, und darum war Spatz so neugierig. Sie hatte sich genau gemerkt, was Anni immer von ihm vorzubringen pflegte. Er hatte einen Malnachmittag eingeführt, denn ihr Vater malte ebenso gern wie Anni. Dann spielte er Liedchen auf dem Klavier, und Anni konnte dazu singen. Oder er ging mit ihr spazieren und machte alles mit, was sie machte. Er balancierte über einer Stange, er übte mit ihr Weitsprung, er fing den Ball mit der Stirn oder der Nase auf, und alles konnte er nach Annis Berichten besser als alle anderen Väter. Am Sonntag ging er manchmal mit ihr ins Kino, während sich ihre Mutti am Nachmittag ausruhte. Jetzt sagte Anni auf einmal, dass ihr Vater erst etwas später käme, sobald sie mit dem Trinken und Kuchenessen fertig sein würden.

Spatz war nicht mehr ganz so glücklich wie einige Minuten vorher, als sie mit ein paar forschenden Sätzen die Treppen zu Annis Wohnung heraufgejagt war. Sie fand, dass alle Kinder in ihren feinen Kleidern fremd aussahen. Anni hatte das Kasperle fast achtlos zu all den anderen Geschenken gelegt, die sich auf dem Geburtstagstisch häuften. Sie hatte schnell danke gesagt und war davongelaufen. Das war alles gewesen. Dann fragten viele nach Fips, und da hieß es, Fips dürfte erst später hereinkommen, wenn der Kaffeetisch abgeräumt ist. Inzwischen hörte Spatz Anni bereits Verträge schließen über die Verteilung von Fips. Sie bekam sogar allerhand Angebote dafür, ein Auto als Anspitzer, ein Schwein als Sparbüchse, eine Mohrrübe aus Marzipan. Und Spatz hatte in der Eile des Fortgehens den Zucker vergessen! An dem großen gedeckten Tisch bekam Spatz ihren Platz gerade neben Gertrud. Spatz bemerkte mit schnellem Blick, dass die bunte Schüssel an Gertrud zuerst vorübergehen und sie sich bestimmt gerade das aussuchen würde, woran Spatz' Augen sich festgesaugt hatten, als könnten sie nie mehr davon loskommen. Umso mehr bemühte sie sich jetzt, an diesem Stück vorbeizusehen, als ob es sie nichts angehe, obwohl kein anderes einen so niedlichen Glückspilz in seiner Mitte trug. Jetzt fehlte nur noch, dass es Lose gab statt Topfschlagen, und dass Annis Vater nicht kommen würde. Denn nach allem, was Spatz so gehört hatte, nahmen es viele Väter mit ihren Versprechungen nicht so genau. Sie hatten dann eben im Geschäft so viel zu tun gehabt. — Ganz glatt ging das Schokoladetrinken nicht vorüber. Es gab Kinder, die alles nicht mochten, was ihnen angeboten wurde. Sie fanden den Kakao angebrannt, den Kuchen trocken und die auf dem Tisch verstreuten Bonbons sauer. Manche waren schnell fertig mit dem Trinken und fragten immerzu, ob es Verlosung gäbe und wann. Sie erzählten, was sie auf anderen Verlosungen bekommen hatten, was schön oder doof war, und was sie sofort umtauschen würden, falls sie es heute bekämen. Dann wollten sie aufspringen und nicht mehr auf die Trödel Fritzchen warten. Die anderen Kinder schlangen nunmehr ihren Kuchen mit großen Bissen herunter, um nicht gleich vom Anbeginn vom Spiel ausgeschlossen zu sein. Eins der Kinder verschluckte sich dabei und

hustete so, dass Annis Mutter es hinausführen musste. — Nun waren sie alle so weit, um mit dem Spielen zu beginnen; aber was und was zuerst? Anni wollte sich verkleiden; Miriam wollte die Reise nach Jerusalem spielen, und Spatz schlug „Fischen im Dunkeln“ vor. Sie waren gerade dabei, sich zu einigen, als einem der Kinder einfiel, dass sie ja Fips noch gar nicht gesehen hätten, und dass sie zu Anni „und Fips“ eingeladen worden wären. Anni holte ihren Fips; aber als sie ins Zimmer trat, wurde er ihr beinahe aus der Hand gerissen. Obwohl doch schon seit Wochen der Plan festgelegt war, wer ihn zuerst haben durfte, bekam ihn gerade ein Kind, das überhaupt nicht an diesen wichtigen Verhandlungen teilgenommen hatte, sondern scheinbar mit ihrem Angebot, dem Auto als Anspitzer, über alle andern gesiegt hatte. Als die andern auftrumpften und Nr. 1 in Gestalt von Gerda und Nr. 2 in Gestalt von Spatz sich an Fips herandrängten, um auf ihrem Recht zu bestehen, wurde das kleine Tierchen ungeduldig und ängstlich; ja, es begann wütend zu bellen! Annis Mutter kam noch im letzten Augenblick hinzu, um ihn so schnell als möglich wieder fortzubringen; Anni aber schrie aus Leibeskräften: „Fips geht euch gar nichts an; das ist mein Hund. Das ist euch ganz recht, dass er nichts von euch wissen will!“ Es war ein furchtbares Geschrei und Durcheinander, als die Tür jetzt endlich aufging.

Oft war die Tür aufgegangen, und immer war Spatz enttäuscht gewesen, weil immer nur Tanten von Anni zum Gratulieren kamen. Sie erinnerten manches Mal merkwürdig an Frau Süß und Frau Beer. Anni nahm auch gar keine Notiz von ihnen. Das Papier, mit dem die Geschenke eingepackt waren, lag auf Sesseln und Tischen herum; daneben allerlei seltsame Kleidungsstücke, die Anni zum Verkleiden heringebracht hatte. Ein Kind lief auf Strümpfen herum, und fast jedes Kind stolperte über die Schuhe, die sich mitten im Zimmer herumtrieben. Es wollte „Ballett“ vortanzen. All diese Verwirrung und Unordnung sah ihr Vater mit einem Blick, als er nun wirklich gekommen war. Und er sah sofort statt in lauter glückliche, in erregte und unzufriedene Gesichter“ Kaum aber stand er unter den Kindern und gab jedem einzelnen die Hand, als sich der Sturm legte. Es sollte ja nun etwas ganz Dolles gemacht werden. Annis



Vater ging heraus, kam mit einem großen schwarzen Mantel wieder, den er sich umlegte und sagte, jetzt wäre er der Zauberkünstler Hamira, der ihnen eine Menge seltsamer Dinge zeigen könnte. „Ach“, riefen ein paar freche Jungen, „das ist doch immer dasselbe, Kartenkunststücke und so, und bei einem Taschentuch, das sich immer wieder in andere Farben verwandelte, rief einer: „Mensch, das ist ja poplig, das kann ich ja nachmachen!“ Als Annis

Vater ihn jedoch dazu aufforderte und den neuen Gehilfen freundlich begrüßte, wurde er sehr still und rief von da ab kein Wort mehr dazwischen. Spatz konnte hingucken, so viel sie wollte, sie bekam nicht heraus, wie ein Strick, der eben in zwei Teile geschnitten war, wieder ganz wurde. Und wie man das wohl anfang, eine Zahl zu raten, die sie sich gedacht hatten, und was es wohl mit dem Ei auf sich hatte, das sich in ein rotes Taschentuch

verwandelte und plötzlich wieder ein Ei war? Das war furchtbar spannend und geheimnisvoll, und am Schluss nahm das Klatschen und der Ruf: „Weiter, weiter“, gar kein Ende. Da aber entdeckte Annis Vater auf einmal den Kasperle auf dem Geburtstagstisch und er setzte ihn sich auf den Schoß und fragte, woher er käme. „Von mir, von mir“, rief Spatz stolz, und nun fand sie auf einmal diese ganze Kindergesellschaft herrlich, weil alle erfuhren, dass sie es war, die den Kasperle gebracht hatte. Dann weißt du gewiss, Spatz, ob man ihm Vertrauen schenken kann, und ob er nichts weitersagt. „O“, rief Spatz glücklich, „das tut er gewiss nicht!“ — „Na, dann bin ich beruhigt“,

meinte Annis Vater. „Dann können wir uns ja mal ein bisschen über die Schule unterhalten!“ Nun erzählten und riefen sie alle durcheinander, welche Lehrer und Lehrerinnen „süß“ und „goldig“ waren, welche „doof“ und „langweilig“, und warum und wieso. Kaum hatten sie damit begonnen, da mischte sich der Kasperle ein und machte die Stimmen und Bewegungen der Lehrer nach und warf seine Meinung dazwischen. Jetzt konnte sich Miriam wirklich nicht mehr zusammennehmen. Sie musste sich totlachen. Spatz saß mit fiebernden Backen und sah auf ihren Kasperle, der wirklich ein ganz doller Kasperle war. Er machte jeden und jedes nach, und er stellte sich dumm, obwohl er ein Mordskerl war. Dann aber wurde der Kasperle schläfrig. Er hatte noch eine lange Reise vor, behauptet er, bis ins Traumland. Aber er würde bald einmal wiederkommen, und etwas anderes erzählen als immer nur von der dummen Penne! Das ist ja langweilig, findet ihr nicht, Kinder?“ — „Nein“, riefen alle wie aus einem Munde, es ist gar nicht langweilig. „Aber da muss man ja etwas lernen“, jammerte der Kasperle. Wollen wir auch“, behaupteten die Kinder. „Ach, ihr seid ja doof“, stellte er fest. Früher gab es immer nur faule Kinder, damit die Väter auch mal etwas zu tun hatten mit ihnen. Die wurden dann tüchtig verhauen!“ „Aber unsere Väter hauen uns nicht, etsch“, johlten die Kinder. Anni wurde ganz wütend auf den Kasperle. Sie wollte ihn beinahe umbringen, weil er etwas gegen Väter zu sagen waqte. „Na, wat denn, wat denn“, kicherte der Kasperle, „so ein Vater, das ist doch einer, um den alle wie mit Filzpantoffeln herumschleichen, und der allen Lärm selber macht. Wo kamt ihr denn dabei hin? Das is doch, das is doch —“ — „Ne“, rief ein Junge dazwischen, „moin Vater schläft, wenn er nach Hause kommt.“ „Und meiner setzt sich gleich hin und arbeitet weiter“, rief ein anderer. „Meiner liest immer bloß Zeitung“, erzählte ein dritter. „Meiner fragt: ist der Junge noch immer nicht zu Bett?“ Es war ein wildes Durcheinander von Meinungen und Berichten, die dem Kasperle an den Kopf geworfen wurden, aber alle Stimmen wurden von Annis überschrien. „Mein Vati ruft gleich, wenn er nach Haus kommt: ‚Anni, hast du vielleicht ein wenig Zeit für mich alten Herrn‘, und dann machen wir entweder Quatsch oder Ernst.“ Dann aber fiel dem

Kasperle der Kopf auf den Schoß, und er war fest eingeschlafen und schnarchte sogar. Da war es Zeit, nun an die Verlosung zu denken. Bei diesem Wort begannen schon wieder die erregten Verhandlungen, ob und mit wem man tauschen wolle, falls man etwas bekam, was man nicht mochte. Wenn nur nicht jeder das gleiche kriegte; das war so langweilig! Aber da wachte der Kasperle plötzlich auf und rief: „Meckert ihr schon wieder, verflixte Bande?“ Dann gab es weder Lose noch Topfschlagen, sondern alle Dinge, die die Kinder bekommen sollten, waren von Annis Mutter im Nebenzimmer versteckt worden. Jeder durfte suchen, bis er zwei Gegenstände gefunden hatte. Wenn man nur das entdeckte, was man gebrauchen konnte! Es war über alle Maßen aufregend, und keiner konnte sich beklagen, dass man einem anderen etwas Besseres gegeben hätte, da jeder selbst die Schuld daran trug, was er fand, denn besonders schöne Dinge waren schwieriger versteckt worden als die andern. Spatz bekam ein Trendelchen, das sie sich schon immer so sehr gewünscht hatte und einen roten Bleistift, mit dem sie Leontines Schulhefte korrigieren konnte, die immer voller Fehler waren. Sie war sehr zufrieden. Viele tauschten so lange, bis die Sachen, die sie zuerst gefunden hatten, wieder zu ihnen zurückkamen. Als Annis Mutter zum Abendbrot hereinrief, war die Zeit wie im Fluge vergangen, und niemand mochte daran denken, dass es bald nach Hause ging. Beim Abendbrot sangen alle das Geburtstagslied für Anni: „Hoch soll sie leben, an der Decke soll sie kleben.“ Nein, es war wirklich eine herrliche Geburtstagsfeier gewesen! Über Annis Vati aber herrschte nur eine Meinung: „Mensch, der war prima!“

„FÜR UND GEGEN“ BRATKARTOFFELN

Mutti hatte Frau Beer gekündigt; denn sie war fest entschlossen, mit Spatz in eine andere Umgebung zu kommen. Aber wie schwer war es, eine kleine Wohnung zu finden, so sehr sie es auch gewünscht hätte. Der Tag rückte immer näher, an dem sie ausziehen mussten. So mieteten sie ein Leerzimmer in einer aufgeteilten Wohnung, die jedem Mieter für Küche und Badezimmer die gleichen Rechte und Pflichten einräumte. Mutti musste nun ihre eigenen

Möbel vom Speicher kommen lassen, und Spatz, die damals so stolz gewesen war, möbliert zu wohnen, war glücklich mit jedem alten, vertrauten Möbelstück, an denen so viele Erinnerungen hingen. Vor allem aber brauchte Mutti sich nicht so zu sorgen, dass Spatz mit den Möbeln nicht sorgsam genug umging, wie man es eigentlich verlangen könnte. Bei Frau Beer war dieser Punkt oft zum Anlass zu Ermahnungen und Beschwörungen geworden, die Mutti wie Spatz gleicherweise lästig fielen. Aber fremde Möbel und ein fremdes Zimmer konnten gar nicht genügend geschont werden! Als Spatz gerade unter Freudengebrüll an ihrem alten Tisch den Fleck von dem umgeworfenen Tintenfass entdeckte, — sie konnte sich noch genau an die verunglückte Niederschrift entsinnen, — beeilte sich Mutti, zu sagen: „Du darfst nun nicht denken, dass du mit unseren Stühlen wippen darfst, abgesehen von dem Schaden, den du dir dadurch zufügen kannst. Es geht auch nicht, dass du dich auf das Bett wirfst, wenn du Stiefel anhast, oder dass du mit den Beinen an den Tisch schlägst. Jetzt musst du es schon von selbst wissen, wann du deine Glieder, und wann den Mund stillhalten musst“. — Bisher wusste Spatz allerdings nicht recht, wie sie es beginnen sollte, weder zu reden noch irgendwie auf den Möbeln herumzuturnen; denn meistens tat sie beides zu gleicher Zeit. Aber sie wollte sich doch Mühe geben. Irgendwie schien es ihr, seitdem sie damals so viel mit Mutti besprochen hatte, dass Kinder sich ganz falsche Vorstellungen darüber machen, womit sie ihren Müttern eine Freude machen können. Mit Geldausgeben und Gedichte aufsagen hatte es wenig, oft auch gar nichts zu tun! Trotzdem so viele Möbel für ein Zimmer notwendig waren, das Ess- und Arbeitszimmer und Schlafrum zugleich sein sollte, bekam Spatz doch ihre Puppenecke. Dieses Mal war Spatz ein wenig vorsichtiger bei der Bekanntschaft mit den anderen Mietern der Wohnung. Wie herrlich aber war es, eine Küche zu benutzen, die nicht dem einen mehr gehörte wie dem andern, wie es bei Frau Beer gewesen war. Als erstes bestellte sich Spatz Bratkartoffeln zum Abendbrot, die sie sich früher immer versagen musste, um Frau Beer nicht unnütz in der Küche zu stören. Ach, wie anders war alles, als Spatz jetzt die neuen Leute kennen lernte. Da wohnte in dem einen der Räume



eine alte Dame, die immer im Zimmer blieb, weil sie fast gelähmt war. Sie musste schon sehr alt sein; Spatz schätzte sie auf hundert Jahre. Gleich forderte sie Spatz auf, ihr ihre „Kinder“, — nicht „ihre Puppen“ — zu zeigen! Spatz hatte denn auch nichts Eiligeres zu tun, als alle Kinder, Leontine und Ursel, Peter und Gretchen zu Frau Michels zu tragen, und sie kamen sofort in eine ernsthafte Unterhaltung über das, was Kindern nützt und was ihnen schadet. Spatz war der Meinung, dass man sie gar nicht früh genug ins Bett bringen könnte. Ihre Kinder hatten überhaupt meistens ein Nachthemd an, weil Schlaf so gesund war. „Ich mag allerdings am liebsten überhaupt nicht ins Bett gehen“, hatte Spatz hinzugefügt; „ich bin immer nur morgens müde!“ Dann sprach Spatz über ihre Ursel. Ursel stand einen großen Teil des Tages in der Ecke, weil sie leider freche und patzige Antworten zu geben pflegte. „Du freches, kleines Ding“, schalt Spatz auf sie ein, „wenn du es so weiter machst, dann

kann deine arme Mutti sehen, wo sie mit dir bleibt!“ Frau Michels meinte, ob Spatz nicht ein wenig zu streng mit ihren Kindern wäre; aber Spatz behauptete, dass kleine Mädchen dazu da wären, sauber und artig zu sein. Übrigens hatte Leontine übermorgen Geburtstag, und Spatz hatte noch alle Hände voll zu tun. Wie schön war es, dass Frau Michels es genau wusste, damit sie dann Leontine gratulieren konnte.

Sehr zufrieden über diese neue Bekanntschaft, wurde Spatz ein häufiger Gast in Frau Michels' Zimmer; denn Frau Michels freute sich, Jugend um sich zu haben. Die Tische in ihrem Zimmer standen voll von Fotografien von ihren Kindern und Enkelkindern, die alle in anderen Ländern waren. Sie selbst aber konnte nicht nachreisen, da sie eben gelähmt war. Als sie nun Spatz plappern hörte und mit den Puppen so sorgsam umgehen sah, da wurde sie jedes Mal an ihr kleines Gretchen erinnert, an ihr jüngstes Enkelkind. Wie oft hatte sie sich gegrämt, dass sie so einsam war, und nun konnte sie Gesellschaft haben, wie sie Lust hatte; denn Spatz war natürlich durchaus dabei, ihre Puppen in Bausch und Bogen zu Frau Michels herüberzutragen, um sie an allen Vorkommnissen in ihrem Puppenhaushalt teilnehmen zu lassen. Nicht etwa nur zu Geburtstagen, die natürlich etwas ganz Besonderes und „Fabelhaftes“ waren. Aber da mussten mit den Kindern die Schularbeiten gemacht werden. Da wurde ein Kind krank; da war ein Nachthemd auszuwaschen; da musste Gemüse geputzt werden, alles Dinge, für die sie einen Beistand sehr gut gebrauchen konnte. Frau Michels schien eine vorzügliche Hausfrau gewesen zu sein; denn sie wusste immer bei allen Dingen, wie sie am besten gemacht werden. Spatz wollte beispielsweise immer nur Phantasiespeisen kochen, z. B. geriebene Semmel und Schokolade und etwas Senf mit Wasser durcheinandergemischt; aber nachher schmeckten sie meistens scheußlich oder nach gar nichts. Frau Michels aber meinte, dass die Kinder gar nicht gut und kräftig genug essen könnten, besonders da Leontine so blutarm war. So kochte Spatz unter Frau Michels Aufsicht einen richtigen Griesbrei, der so gut schmeckte, dass sie ihn beinahe gern allein aufgegessen hätte, anstatt ihre Kinder damit zu füttern. Einmal allerdings wäre es beinahe schief gegangen. Nie

würde Spatz diese Augenblicke vergessen, wäre sie selbst längst Großmutter, wie Frau Michels es war. —

Das war an einem Tag, als vom Mittagessen ein paar Kartoffeln übriggeblieben waren. Mutti war gerade fortgegangen, als sich Spatz in Frau Michels Zimmer schlich und sie inständig bat, sie wolle einmal Bratkartoffeln machen. Frau Michels wollte gar nicht recht; aber als Spatz so bat und flehte und erzählte, wie gern sie Bratkartoffel äße, und dass sich das bestimmt auf ihre Kinder vererbt hätte, sagte Frau Michels ja. Spatz fing also auf ihrem Puppenherd an zu braten, nachdem sie den kleinen Spirituskocher angesteckt hatte. Als ihr aber das heiße Fett ins Gesicht spritzte, bekam sie einen solchen Schreck, dass sie an die Pfanne stieß, und alles Mögliche umwarf. Dabei geriet die Spiritusflamme zu nahe an Ursels Haare, und sie fingen Feuer, — und auf einmal schlug eine helle Flamme aus ihnen empor. Frau Michels, die sich nur schwer bewegen konnte, rief schnell: „Wirf doch die Decke darüber, rasch, rasch, um Gottes willen, mach schnell.“ Spatz nahm in ihrer Aufregung das Kissen vom nächstliegenden Sessel. Sie warf es auf die Flamme, und ein wahres Glück, die Flamme erstickte. Nur Ursels Haare waren völlig heruntergebrannt, — und dann das Kissen! Ach, Spatz hatte in ihrem Schrecken gerade das Kissen erwischt, das die kleine Margret ihrer Großmutter zum Abschied gestickt hatte, und das sie deshalb wie einen Augapfel hütete und allen Besuchern mit Stolz zeigte. Nun war ein großes Loch hineingebrannt. Hatte es Frau Michels schon gesehen?

Frau Michels war von dem eben erlittenen Schrecken noch so verstört, dass sie sich blass und erschöpft in ihren Sessel lehnte, und sich von Spatz ein Glas Wasser erbat. Denn Frau Michels hatte gewusst, dass sie sich nicht genug bewegen konnte, um schnell hinzuzueilen, und wenn jetzt etwas geschehen wäre, hätte sie keine Hilfe bringen können. Wie war es nur leichtsinnig gewesen, sich auf Spätzchens Beschwörungen: „Ach, das mache ich bei Mutti auch — ach, das darf ich, — ach, das kann ich längst“, — einzulassen. Das Unglück wäre überhaupt nicht abzusehen gewesen! Vor allem aber wurde Frau Michels dadurch wieder deutlich vor Augen geführt, dass sie krank und hilflos war, und wie sie bei sich

dachte, eigentlich zu nichts mehr nütze. So war sie im tiefsten Herzen unglücklich und bestürzt zugleich über das, was geschehen war und das, was beinahe hätte geschehen können. Unterdes beschäftigte sich Spatz mit dem Kissen. Am liebsten wollte sie es einfach auf den Sessel legen, auf die andere Seite, die noch ganz war. Gelegentlich würde Frau Michels merken, was mit dem Kissen geschehen war, und es fragte sich, ob sie es dann noch in Zusammenhang mit dem heutigen Ereignis bringen würde. Jedenfalls aber wäre Zeit gewonnen, in der Spatz sich überlegen könnte, was zu machen sei. Als sie nun Frau Michels das Wasser brachte und sie so bleich und unglücklich in ihrem Sessel sitzen sah, da fiel Spatz auf einmal ein, was ihr Mutti vom Mut haben erzählt hatte, und dass sie die liebe Tante Michels, wie sie sie immer nannte, doch nicht so einfach anlügen oder täuschen konnte. Dazu kam, dass Frau Michels jetzt Spatz sanft über das Haar strich und in einem fort sagte: „Gottlob, gottlob, das ist ja noch mal an uns vorübergegangen!“

Da gab sich Spatz einen Ruck, einen ganz, ganz heftigen Ruck, als ob nun gleich, wenn sie sich zu Frau Michels stellte und zu sprechen anfing, etwas Entsetzliches, etwas ganz Unübersehbares passieren würde. Nicht nur, dass sie glaubte, Frau Michels würde plötzlich eine ganz schrille und kalte Stimme bekommen und ein für alle Mal den freundschaftlichen Ton aufgeben. Wahrscheinlich würde ihr Mutti jetzt verbieten, in Frau Michels Zimmer zu spielen, und das bedeutete viel für Spatz. Denn so sehr sich Mutti und Spatz auch gefreut hatten, zwischen ihren eigenen Möbeln zu wohnen und keine Angst zu haben, dass mit ihnen etwas passierte, so war das Zimmer doch viel zu eng und zu voll, um wirklich darin zu spielen oder eine Arbeit zu verrichten. Mutti hatte nur nicht das Herz gehabt, anzuordnen, dass die Puppen aus dem Zimmer fortmüssten, weil es ohnehin keine leere Stelle mehr gab. Aber Spatz wusste, dass Mutti oft völlig verzweifelt war, wenn unter ihrem Arbeitstisch oder unter der Nähmaschine oder unter dem Bücherregal plötzlich Leontines oder Ursels Füße aus Handtüchern oder Sachen, die Mutti längst gesucht hatte, hervorsahen. Spatz konnte es nun einmal nicht lassen, ihre Puppen immer warm wie Eskimokinder zu verpacken; sie konnte nicht von der Ansicht abgehen,

dass sie sonst einen Schnupfen bekämen, obwohl Spatz selbst noch im Herbst Wadenstrümpfe tragen wollte, und ein Kleid mit „langen“ Ärmeln mit Entrüstung zurückgewiesen wurde. Oft schon hatte Mutti gesagt: „Was sollen wir nur beginnen, Spatz. Jetzt haben wir freundliche Menschen um uns; aber wir haben kein ‚Zimmer‘, sondern so eine Art Räuberhöhle. Wir essen hier, wir schlafen hier, ich arbeite hier, du spielst hier, und manchmal, wenn es so voll in der Küche ist, putze ich hier Gemüse, schäle Kartoffel, plätze deine Kleider, — und das alles noch, wenn hin und wieder ein Schüler zu mir kommt, oder seine Mutter etwas mit mir zu besprechen hat. Ach, mein Gott, wenn es so weiter geht, werde ich überhaupt gar nicht mehr wagen können, jemand zu mir zu bitten.“ Dann hätte Spatz voller Traurigkeit am liebsten ihre Puppen genommen, um nach irgendeiner Unterkunftsmöglichkeit Ausschau zu halten, die menschenwürdig war und nicht etwa eine Holzkiste! Wie oft hatte damals Frau Beer dazu geraten, „das ganze Gerümpel“, das da immer nur herumsteht und Staub aufwirbelt, in solche Holzkiste zu verstauen. Denn damals hatte Frau Beer das Zimmer sauber gemacht, und Mutti war ordentlich froh, dass sie es jetzt selber machte und niemand mehr prüfend Umschau halten konnte. Natürlich wusste Mutti sofort, wie Spatz bei diesen „Mutti-Seufzern“, die sie jetzt, wie ihr schien, bald öfters vernahm als früher, — zu Mute war. Mutti sagte dann auch meist: „Nun lass mal, Spatz, wenn es bei uns auch eher einer Räuberhöhle gleicht als einem Zimmer, es wäre ja geradezu ein großes Unrecht, wenn ich dir deine kleine Welt so einfach mit einer ‚Anordnung‘ vernichten würde.“ Da machten sie nun zusammen aus, dass immer, wenn sie jemand erwarteten, der seine Augen in gleicher Weise prüfend im Zimmer umhergleiten ließ, um Feststellungen zu machen wie über kleine Mädchen, die „immer nur artig und sauber zu sein hatten“, dass Spatz dann vorher die ganzen Puppen, Decken, Windeln und Nachthemden zusammenraffte und „umzog“. Entweder ins Badezimmer oder mit Erlaubnis der anderen Mieter in die Küche. Nun aber, seitdem Spätzchens Kinder bei Frau Michels eine so freundliche Aufnahme gefunden hatten, nun würde Mutti nichts mehr davon abhalten, auf Grund dieses gefährlichen Geschehnisses, zu ver-

bieten, Frau Michels weiterhin zur Last zu fallen, oder womöglich zu sagen: Ja, dann müssen wir die Kinder lieber doch fortpacken, Spatz, nur solange, bis wir eine Wohnung für uns haben!“ —

In den Sekunden, in denen Spatz den kleinen Weg vom Stuhl zum Kissen und vom Kissen zum Stuhl zurücklegen musste, war ihr alles, aber auch alles eingefallen, was gegen diesen Entschluss sprach. Wirklich, es war schwer, unendlich schwer, jetzt den Mut aufzubringen und die Wahrheit zu sagen. Aber Frau Michels liebevolles Streicheln hatte den inneren Kampf in Spatz zur Entscheidung gebracht. Sie nahm das Kissen, trug es, zuerst mit der guten Seite, zu Frau Michels. „Was willst du denn mit meinem Kissen, Spatz“, fragte sie. „Lass das Kissen liegen“, fuhr Frau Michels fort. Du weißt, ich schone es gern.“ Aber dann drehte Spatz das Kissen um auf die kaputte Seite, und endlich, endlich — Spatz war es, als dauerte es eine Ewigkeit, — endlich fielen Frau Michels Augen auf das große schwarzgebrannte Loch in der Stickerei. Im ersten Augenblick, Spatz merkte es ganz genau, wollte Frau Michels auffahren. Sie war mehr als ärgerlich; sie hätte gern ihrem Herzen ordentlich Luft gemacht! Auch Frau Michels kämpfte jetzt einen Kampf in ihrem Innern. Sie war ja durch ihr Gelähmt sein gewohnt, dass man nicht einfach, wenn man ganz entsetzlich böse und verdrießlich über etwas ist, aufstehen, im Zimmer herumjagen, jemand nach Herzenslust anfahren und ihm, wenn er wegläuft, nachlaufen kann. Sie hatte ja immer nur stillhalten müssen, wenn es ihr anders, ganz anders zu Mute gewesen war. So überwand sie auch ihren Ärger und sagte sich sofort, dass sie ja im Grunde von Herzen dankbar sein müsste, dass dieses Unheil an ihnen vorbei gegangen war, und dass es besser war, Spatz hatte das beste und liebste Kissen als Helfer benutzt, als gar nichts. Ja, eigentlich war dieses Kissen dazu ausersehen gewesen, Retter in der Not zu sein, und somit hatte es einen viel schöneren Zweck erfüllt, als wenn es bloß zum Staat auf einem Sessel lag und nicht angerührt werden durfte. So also war auch Frau Michels zu einem Entschluss gekommen, als Spatz das Kissen mit furchtsamen Augen und zitternden Händen vor sie hingelegt hatte. „Ich will dir etwas sagen, Spatz“, begann jetzt Frau Michels zu reden, nachdem sie lange, allzu lange ge-

schwiegen hatte. „Ich bin natürlich traurig darüber, aber schließlich müssen wir dankbar sein, dass nichts Schlimmeres passiert ist. Aber eines mache ich dir zur Bedingung. Sprich jetzt nicht mit deiner Mutti darüber! Wir sagen es ihr später einmal. Denn wenn sie es erfährt, dann würde sie sich den Kopf zerbrechen, wie sie den Schaden wieder gut machen könnte, und sie würde sich Gedanken machen. Dann könnte sie vielleicht annehmen, dass du mir zu viel wirst, weil ich doch nicht mehr beweglich bin, oder dass dir bei mir etwas zustoßen könnte. Darum, Spatz, wollen wir es unter uns lassen. Und das, mit dem Kochen, das wollen wir lieber nie mehr versuchen!“ — Spatz atmete befreit auf. Wie oft hatte Mutti gesagt, dass es viel öfter alles besser und einfacher ausgeht, — wenn man sich noch so viele Sorgen gemacht hat, — als man vorher geglaubt hat. Nun hatte sie endlich Mut aufgebracht, und nun war alles so gut geworden!

Nicht nur mit Frau Michels war Spatz gern und häufig zusammen, sondern auch mit Friedel, einem kleinen vierjährigen Jungen. Er wohnte mit seinen Eltern in einem der anderen Zimmer, das noch viel kleiner war als das ihre. Kaum war Spatz das erste Mal an der fremden Tür gewesen, neugierig, ob wohl der kleine Junge mit ihr spielen durfte, da rief sie Frau Korn herein, ob sie mit ihnen eine Schnitte zum Abendbrot essen wollte, weil Spätzchens Mutter noch nicht da war. Spatz bekam ihren Platz am Tisch wie eine Große, und sie fühlte sich in diesem kleinen Familienkreis gleich sehr behaglich. Was hatte ihr nicht Frau Beer am Anfang für Leckerbissen zugesteckt! Hier bekam sie Schnitten mit weißem Käse; aber wie gut sie schmeckten, wenn man sie in liebevoller Umgebung verzehren konnte! Manchmal nahm Spatz den kleinen Friedel mit auf die Straße, um mit ihm Ball zu spielen. Friedels Mutter saß den ganzen Tag und nähte, und sie war froh, wenn Spatz sich um Friedel so freundlich kümmerte. Einmal setzten sie sich auf eine Bank, als sie vom Spielen müde waren. Da saß bereits eine Mutter mit einem kleinen Mädchen, das Inge gerufen wurde. Friedel spielte noch umher, suchte Steinchen und Blättchen und überlegte, ob er sich wohl einen kleinen Garten anlegen sollte. Erst aber wollte er seinen Apfel essen, den Spatz für ihn mitgenommen hatte. Er war gerade

dabei, sich auf die Bank zu setzen, als Inge bemerkte, wie die Stelle, auf die sich Friedel heraufschwang, voller Sand und Erde war. Immer schon hatte sie mit Spatz neugierige Blicke getauscht; denn keines von ihnen wagte zuerst zu reden. Schnell nahm Inge einen Zipfel ihres Kleides und wischte die Bank ab. Aber als die Mutter gesehen hatte, dass Inge ihr gutes Kleid beschmutzt hatte, gab sie ihr eine Ohrfeige. Jetzt wusste Spatz wirklich nicht, wo sie hinblicken sollte. Wie gut hatte das kleine Mädchen es gemeint, wie lieb war es von Inge gewesen, für Friedel den Platz sauber zu wischen, wenn sie auch nicht bedacht hatte, dass ihr Kleid darunter leiden würde. Und dann hatte sie ihre Strafe noch vor Spatz und Friedel bekommen. — Spatz wagte sie gar nicht anzublicken; denn sie wusste genau, wie verlegen und unglücklich Inge jetzt neben ihr saß und sich schämte. Leise, ganz leise nahm Spatz ihren Apfel und schob ihn Inge zu, und Inge wusste sofort, dass Spatz ihr etwas Freundliches, etwas recht Freundliches erweisen wollte. Als sie ihn nahm, begegneten sich ihre Augen, und sie wussten genau, dass sie, falls sie sich einmal wiedersahen, Freunde werden würden. Sehr gedankenvoll und betrübt ging Spatz mit Friedel nach diesem kleinen Erlebnis heim. Da hörte sie in der Stube von Friedel ein leises Weinen. „Ach, in dieser Wohnung gab es nichts Böses; aber so viel Trauriges!“ Denn Spatz erfuhr jetzt von Mutti, dass Frau Korn viele Sorgen hatte. Oft wusste sie nicht, wo sie das Geld für den nächsten Tag hernehmen sollte, um ihrem kleinen Friedel Essen zu kochen. Zuerst war es Spatz, als könnte sie gar nicht mehr von Herzen froh werden, seitdem sie wusste, dass es Menschen gibt, die ihr Portemonnaie aufmachen, um wie alle andern Brot und Milch zu holen, und es ist leer! Gewiss hatte sie oft gelesen, wie bitter es ist, Armut zu leiden; aber gesehen hatte sie es noch nicht! Und in nicht allzu langer Zeit hatte der kleine Friedel Geburtstag, und es würde für ihn so sein wie alle Tage. Jetzt hatte Spatz eine lange Unterredung mit ihrer Handarbeitslehrerin, Fräulein Taube, und die ganze Klasse wurde in diesen Plan eingeweiht. Jeder nämlich sollte etwas anderes für Friedel stricken, der eine eine Mütze, der andere einen Shawl, der dritte Strümpfe, wieder einer Gamaschen,

und Spatz selbst wollte unter der Leitung von Fräulein Taube versuchen, einen Pullover fertig zu bringen. Und dann brachten ihre Klassengenossinnen von Brüdern und Vettern Spielsachen, die in der Bastelstunde wieder wie neu wurden. Der eine schnitzte sogar eine Eisenbahn, der andere machte ein kleines Dorf, und Spatz klebte einen kleinen Stall mit Tieren. Das alles bauten sie Friedel zum Geburtstag auf, der einen so schönen Tag noch nie erlebt hatte. Immer wollte er mit Spatz spielen und mit keinem anderen, so dass sie gar nicht wusste, was sie zuerst tun sollte, wenn sie freie Zeit hatte, ihre Puppen versorgen, sich um Friedel kümmern, oder Frau Michels etwas vorlesen. Das war nämlich das Neuste, dass Spatz Frau Michels, deren Augen nicht mehr gut waren, etwas Hübsches und Lustiges vorlas.

Eigentlich hätte hier alles recht gut sein können; denn Mutti und Spatz fühlten sich wohl unter diesen freundlichen Menschen. Wenn nur das Zimmer nicht voller Tücken gewesen wäre! Wo Spatz stand, und was Spatz tat, immer hieß es: „Aber Spatz, du musst aufräumen“; oft wenn sie im schönsten Spielen war! Denn dann kam irgendein Schüler, und es gab Tage, an denen Mutti und Spatz überhaupt nichts anderes mehr taten, als eben „aufzuräumen!“ — Nun war auch Spätzchens Bett zu klein geworden, und ein großes, — ach du lieber Gott, dafür würde es überhaupt keinen Platz mehr geben. Spatz, die jetzt mit den Menschen so unerwartet gut auskam, hatte jetzt in ihrem Zimmer einen zwar schweigsamen, aber hartnäckigen Feind. Warum musste auch die Tinte so leicht umkippen, dass Tischtuch und Boden schmutzig wurden, Flecke, die mit aller Mühe und Kraft nicht herausgingen. Warum war nur der Zwieback so bröcklich, dass der ganze Teppich davon voll wurde, wenn Spatz vergessen hatte, beim Essen an einer Stelle sitzen zu bleiben. Und die Buntstifte, die zertreten auf der Erde lagen! Ach, ehe Spatz es bemerkte, war es meist schon zu spät, und Mutti musste oft genug ihre Besucher in einem von Spatz zugewinkelten Zimmer empfangen, weil sie einfach nicht so viel Zeit hatte, immer die gleiche Arbeit des Aufräumens wieder von vorn zu beginnen. „Ob wir es noch einmal versuchen, Spatz?“, fragte

Mutti eines Tages, als sie wieder einmal völlig zerknirscht ihre Blicke umherschweifen ließ. „Was versuchen, Mutti?“ „Nun, eine kleine Wohnung für uns beide?“

„FABELHAFT!“

Seit Wochen schon befand sich Spatz in größter Aufregung. Mutti suchte nämlich wieder einmal Wohnung, — eine winzige Puppenwohnung, behauptete sie — die bescheiden und einfach sein sollte; aber jeder würde sein Zimmer für sich haben, Mutti das eine und Spatz das andere. Denn es ging nicht an, dass Spatz abends nicht einschlief, weil sie immer von dem Schein der kleinen Lampe gestört wurde, die auf Muttis Arbeitstisch stand. Es war auch nicht das Richtige, dass Spatz die Gespräche, die Mutti am Abend führte, — da sie am Tag niemals dazu kam, mit anhörte. Aber auch Mutti sehnte sich danach, ein kleines, stilles Eckchen für sich zu haben, wo sie nicht immer durch Spätzchens: „Hör mal, Mutti“ bei ihren Arbeiten unterbrochen wurde. Obwohl Mutti dieses Mal eine finden würde? Spatz hielt sich beinahe gar nicht mehr auf ihrem Schulweg auf, nur um gleich fragen zu können: „Hast du schon eine?“ Denn Spatz wusste erst jetzt, was es bedeutete, eine Wohnung für sich zu haben. Aber immer antwortete Mutti: „Noch nicht, — aber hoffentlich bald!“

Aber dann geschah es doch eines Tages, dass Mutti Spatz erzählte: Heute habe ich eine Wohnung gesehen, die für uns passt. Hoffentlich können wir sie mieten.“ Und dann dauerte es gar nicht mehr so lange, da konnten sie in die neue Wohnung einziehen! „Jetzt beginnen wir wieder einmal ein neues Leben“, sagte Mutti, „und das wollen wir uns recht schön und behaglich machen. Spatz war damit einverstanden; denn sie hatte ja jetzt ihr eigenes Zimmer. Sie konnte es gar nicht abwarten, es in der Schule zu erzählen. Früher hatte sie mit Ruth zusammengeschlafen, wo es immer wieder Streit gab, nicht nur wegen Spatzens Unordnung, sondern weil Ruth zu allem, was Spatz gefragt hatte, und das war in einer Stunde nicht wenig, antwortete: „Das verstehst du noch nicht!“ Jetzt nahm sich Spatz vor, ihr Zimmer solle vor Ordnung

überhaupt nicht wissen, wohin es blicken solle. Außerdem bekam Spatz jetzt Pflichten, das heißt Arbeiten, die sie an jedem Tag immer wieder ausführen musste, möglichst um die gleiche Zeit. Nach dem Mittagessen wusch Spatz das Geschirr ab, und danach, während Mutti sich ausruhte, bekam sie einen Besorgungszettel, auf dem genau stand, was einzuholen war. Spatz war nicht wenig stolz, wenn sie mit Portemonnaie und Einkaufszettel fortzog und bald genau wusste, wer ihr gute Ware gab und wer sie freundlich und schnell bediente, gerade so, als wäre sie erwachsen. Allerdings machte sie noch einige ganz persönliche Feststellungen, so etwa, dass sie einen Bonbon bekam, wenn sie in der Drogerie plötzlich stark zu husten anfang, und dass es in dem Papiergeschäft, das allerdings weiter war, als ein anderes, Oblaten zugab, wenn sie etwas kaufte. Eigentlich hatte Spatz es sich schrecklich vorgestellt, wenn man etwas tun „muss“ und nicht einfach fortlaufen kann, wenn draußen von der Straße gerade Musik hereintönt, oder wenn andere Kinder draußen herumtoben und sie rufen. Aber wenn man eine Arbeit täglich machte, und man brachte sie immer etwas besser und etwas schneller fertig, dann bekam man unversehens diese Arbeit lieb. Am Anfang hatte Spatz wohl mal einen Teller zerbrochen oder ein halbes Dutzend Küchentücher verbraucht, und die Küche zeigte zahllose kleine Spatzpfützen. Am Anfang wurde Spatz mit ihrer Arbeit kaum fertig. Als aber Mutti einmal vorschlug, mit ihr am Nachmittag ins Kino zu gehen, ging die Arbeit schon viel schneller voran. Schließlich bereitete sie Spatz überhaupt keine Schwierigkeiten mehr. Mutti zeigte ihr, wie man Arbeit sparen kann, wenn man gleich jedes Ding an seinen Platz legt, und wie man sie schnell fertig macht, wenn man nicht unnötig bald das eine, bald das andere beginnt, ohne erst eine Sache zu beenden. Mit Vorliebe fegte Spatz die Stuben, und sie war immer sehr gespannt, wieviel Staub sie aus allen Ecken hervorholen würde, so dass er zu einem kleinen Häufchen anwuchs, den jeder sehen konnte, der zufällig zu dieser Zeit die Wohnung betrat. Bald hatte sie es auch heraus, dass dieses Häufchen nicht unterwegs verstreut wurde, ehe es im Mülleimer landete. Wirklich, Pflicht war etwas Wunderschönes! Denn seitdem Spatz Mutti Arbeit ab-

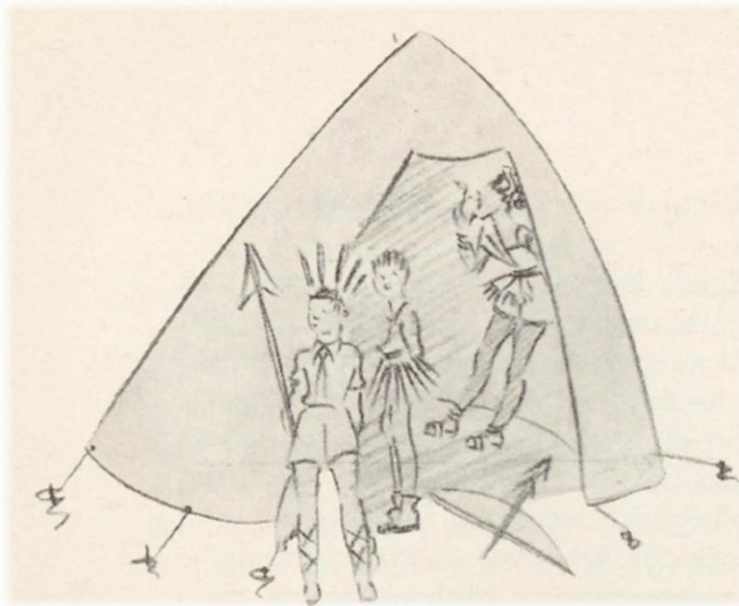
nahm, kam es viel häufiger vor als früher, dass Mutti Zeit hatte, um mit Spatz zu spielen oder auf der Straße zuzusehen, wenn Spatz über einer Stange balancierte, wenn sie über zwei Steine hinwegspringen konnte, oder wenn sie eine neue Hopse gelernt hatte. Vor allem aber gab es nichts mehr, das Spatz im Spiel mit Leontine und Ursel, mit Gretchen und Peter störte, und niemand war da, der sie daran hinderte, im Badezimmer laut zu singen. Aber fast am schönsten war es doch, dass sich Spatz, so viel sie Lust hatte, in der Küche aufhalten konnte. Es roch fast immer nach etwas Appetitlichem; in der Speisekammer stand eine Flasche mit Himbeersaft, und es lagen Äpfel dort. Ja, und die Wasserleitung tropfte so anheimelnd, und man konnte sich Wasser holen, so viel man wollte. Jetzt war Spatz nicht nur Muttis Große, sondern auch Muttis Haustochter geworden, die sogar ihren eigenen Korridorschlüssel bekam, falls sie einmal eher zu Hause war als Mutti. Natürlich ging auch das am Anfang nicht ganz glatt. Mit dem Schlüssel zum Beispiel verbanden sich durchaus nicht so freundliche Erinnerungen, Denn an einem Nachmittag, bevor Spatz zur Stunde ging, hatte sie wie immer ihren Schlüssel mitgenommen, aber als sie nach Hause kam und aufschließen wollte, konnte sie ihn nicht finden. Spatz wusste genau, welche Folgen es haben kann, wenn man einen Schlüssel verlegt oder womöglich verliert. Es war etwas ganz anderes, als ob man zu Hause den Ball oder die Murmeln oder selbst die Turnschuhe vergaß. Nun stand Spatz vor der Tür und wusste genau, dass Mutti gerade an diesem Tag sehr spät nach Haus kommen würde. Um draußen auf dem Hof zu spielen, war es schon zu kalt, und um an der Teppichstange so ein bisschen zu turnen, — na, davon hatte Spatz ein für alle Mal genug. So setzte sie sich auf die Treppenstufen und nahm sich vor, ganz tapfer zu sein und zu überlegen, was sie wohl machen könnte. Wahrscheinlich hatte sie den Schlüssel, als sie ihn aus der Tasche genommen hatte, um so ein bisschen mit ihm zu prahlen, auf dem Tisch liegen lassen. Je länger Spatz darüber nachdachte, umso schlimmer wurde ihr zumute. Schließlich waren die Tränen, die sie mit aller Macht zurückdrängte, doch nicht mehr aufzuhalten. Sie mochte wohl schon recht lange so gesessen haben, als ein Junge die Treppen

heraufkam und sie sitzen sah. Er fragte nicht, warum sie weinte; denn er wollte sie nicht beleidigen, sondern er erfasste sofort, worauf es ankam. „Du kannst wohl nicht hinein“, fragte er. Spatz nickte. „Ist bei dir niemand zu Hause?“ „Nein, niemand! Und ich habe meinen Schlüssel vergessen!“ Nun zog der Junge, der wohl drei oder vier Jahre älter sein mochte als Spatz, eine ganze Reihe von Schlüsseln aus der Tasche, seinen Schlüssel fürs Rad, seinen Schlüssel fürs Pult, seinen Schlüssel zum Tagebuch und viele andere Schlüssel, die er so sammelte. Aber sie waren alle viel zu klein, und daher konnten sie auch nicht passen. „Weißt du was“, schlug der Junge vor. „Komm mit zu uns rüber. Ich besuche hier meine Cousine; sie wohnt hier gerade gegenüber. Aber wie heißt du eigentlich?“ „Ich heiße Spatz. Und du?“ „Ich heiße Michael.“ Nun ging Spatz mit Michael zu seiner Cousine, und sie hatte nicht einmal gewusst, wie nah sie eine Spielgefährtin hatte. Michael kam jetzt gerade sehr oft zu seiner Cousine; denn sein Vater war nach Palästina vorgefahren, und seine Mutter war den Tag über im Büro.

Während Michael seine Cousine suchte, führte er Spatz ins Wohnzimmer, und als Spatz bedachte, dass sie sich in einer fremden Wohnung und bei fremden Menschen befand, wurde ihr sehr beklommen zumute. Am liebsten hätte sie sich unbemerkt wieder hinausgeschlichen. Da aber fiel ihr Blick auf die Tür, an der eine Mesusa angebracht war. Sie wusste, dass in ihr ein Teil des Schma enthalten war, das Miriam mit so viel Inbrunst zu beten pflegte, so dass es auch Spatz ganz vertraut geworden war. Da sie wusste, dass sich mit diesem Zeichen ein jüdisches Haus dem Schutze Gottes unterstellt, fühlte sich Spatz plötzlich froh und geborgen. Und hätte sie sich schon vorher umgedreht, dann hätte sie eher bemerkt, dass sie gerade vor einem Glasschrank stand, in dem viele Dinge lagen, die Spatz bekannt waren. Ein Kidduschbecher aus feinem Silber, eine Bsonimbüchse, die in der Form eines Türmchens lustige Fähnchen auf seiner Spitze trug. Besonders lebhaftere Erinnerungen waren für Spatz mit der kunstvoll gestickten Barchesdecke verknüpft, wie sie am Freitag-Abend über die Sabbathbrote gelegt wurde. Noch vieles andere wurde in diesem kleinen Schrank liebevoll verwahrt, um nur an jüdischen Festtagen verwandt zu

werden. Als Michael Spatz jetzt holte, war es ihr, als müsste sie hier schon oft gewesen sein!

Welche wundervollen Spiele kannte Michael! Niemand sonst konnte sie mit so viel Geduld vorbereiten! Jetzt hatten sie sich gerade ein Zelt gebaut, und sie spielten, dass sie sich in der Wüste Sinai befänden. Sie hatten furchtbaren Durst, weil es so heiß war, und sie mussten immerzu an die Wasserleitung laufen, um etwas zum Trinken zu holen; denn sie waren natürlich halb verdurstet vor Hitze. Sie zogen sich alle drei Schuhe und Strümpfe aus, und Michaels Cousine Käthe holte alle Arten von Sandalen und Turnschuhen und Pantoffeln zum Anprobieren. Michael zog vor allem seine Jacke aus. Das Schönste aber war, dass Käthe von ihrer Mutter erbeten hatte, dass sie in dem Zelt ihr Abendbrot essen durften, und Spatz glaubte, dass es ihr noch niemals so gut geschmeckt hätte wie heute. Michael war aber auch ein selten netter Junge! Spatz kannte die Jungen nur vom Balgen und Toben. Sie kannte Jungens, die eigentlich nur dazu auf der Welt zu sein schienen, um die Mädels zu necken. Und dann gab es welche, die Mädels überhaupt erst gar nicht anguckten, und die nichts anderes im Sinn hatten, als mit Pistolen zu schießen, Schmetterlinge zu fangen, Grimassen zu schneiden und auf Wagen, Sandkästen, Gerüsten und Leitern herum zu klettern. Spatz hatte gemeint, wenn man einem Jungen keine frechen Antworten gibt, so zieht man von vornherein den Kürzeren. Was hatte sie sich für eine Mühe geben müssen, um irgendwann einmal Gert eine Anerkennung zu entlocken. Spatz konnte noch so schnell laufen, noch so hochklettern, noch immer sagte Gert: „Och, das ist noch gar nichts!“ Wie oft hatte Spatz heimlich probiert, es ebenso gut herauszubringen wie Gert! Zum Beispiel konnte Gert mit den Ohren wackeln, ohne das Gesicht zu verziehen. Spatz wollte es gleich nachmachen, und erreichte damit nur, dass Gert laut prustete vor Vergnügen. Gert konnte ein Auge auf und das andere zumachen, und zwar immer abwechselnd, ohne dass sie ihn bei einem Fehler ertappen konnte. Wie gut gelang ihm die Kerze! Was half es, dass Spatz abends geübt hatte, wenn alle dachten, dass sie längst schlief! Gert fand es ja doch bloß „man so!“. Und was hatte Spatz sich auf-



geregt, wenn sie mit Gert „Mensch ärgere dich nicht“ spielte oder: „Denk fix“; denn obwohl sie bei „Mensch ärgere dich nicht“ lauter Tricks wusste, wie man am schnellsten sein Feld erreichen kann, ohne geschnappt zu werden, und wenn sie sich auch bei „Denk fix“ schon vorher lauter Seen, Flüsse, Hausgeräte und Dichter mit B oder mit O oder

anderen Buchstaben des Alphabets in ihr Notizbuch geschrieben hatte, Gert blieb doch Sieger!

Bei Michael aber kam es gar nicht darauf an, ob jemand Sieger war oder nicht. Er spielte schon seit einiger Zeit mit Käthe nichts anderes als „Zelt“. Sie mussten für Proviant sorgen; sie mussten die Gegend auskundschaften; sie mussten sich vor Überfällen schützen. Spatz war sofort mitten drin. Sobald sie aber eines Tages keine Lust mehr haben würden, ein Leben im Zelt zu führen, dann wollten sie gemeinsam im Flugzeug über den Ozean fahren, und es war einfach selbstverständlich, dass Spatz von nun ab mittun würde. Ja, Michael und Spatz verstanden sich wirklich, als ob sie sich nicht erst heute kennen gelernt hätten. Wenn Michael Pläne machte, wie sie ihr Flugzeug bauen würden, dann fielen Spatz gleich eine Menge Vorschläge ein, die Michael durchaus ernst nahm und für sehr gut hielt. Nie wäre Michael auch nur auf den Gedanken gekommen, Spatz auszulachen oder etwas nur „man so“ zu finden. „Das hast du dir aber famos ausgedacht“, Spatz, rief er ein über das andere Mal begeistert aus, — oder aber er sagte: „Das geht nicht, Spatz, weil das Material zu schwach ist!“ Es waren sehr bestimmte und sachliche, aber immer freundliche Erklärungen, die er gab. Ganz erfüllt aber waren sie von dem Vorhaben, am Laubhüttenfest eine Sukka zu bauen, und die Vorbereitungen zeitig genug zu treffen, um sie bunt und fröhlich auszuschnücken. Spatz sollte das Laub herbeischaffen, und Käthe würde

die Girlanden winden. Aber auch der Feststrauß sollte etwas ganz Besonderes werden. Michael konnte sich nicht genug daran tun, das Leben in Hütten, wie es die Kinder Israel auf ihrem Weg durch die Wüste zu ertragen hatten, mit all ihrer Unsicherheit und Unbequemlichkeit in den lebhaftesten Farben zu schildern. Und doch! Hatte nicht diese Art des Wohnens etwas Abwechslungsreiches und Abenteuerhaftes, wenn man nicht an sein festes Haus gebunden ist? War es heute nicht ganz ähnlich, wo so viele jüdische Menschen hierhin und dorthin wanderten? Konnte man da nicht vieles erleben und kennen lernen, was anderen für immer vorenthalten blieb? Michaels Zuhörerinnen gerieten bei seinen Schilderungen in eine solche Spannung, dass Spatz ganz vergaß, dass sie den Schlüssel verloren hatte, und dass Mutti schon längst zu Hause sein musste.

Was bekam Mutti für einen Schreck, als sie die Wohnung öffnete, Spatz rief und niemand antwortete. Natürlich dachte sie, Spatz hätte sich versteckt, und sie wurde schon ganz ärgerlich: „Na, weißt du, Spatz, nun komm doch endlich unter dem Tisch oder aus dem Schrank oder wo du sonst sein magst, hervor. Ich kann dich beim besten Willen nicht finden!“

Aber als dann kein Spatz „piep“ sagte oder loskicherte oder „hu hu“ rief, da wusste Mutti gar nicht, was sie vor Schreck tun sollte. Spatz kam doch um halb sieben aus ihrer Stunde. Um sieben musste sie spätestens zu Haus sein, alle Zwischenfälle — dass Spatz vor irgendeinem Laden stehengeblieben war oder einen „Fund“ gemacht hatte — eingerechnet. Wäre Spatz bei Bekannten gewesen, die sie unterwegs getroffen hätte, so würden sie selbstverständlich schon angerufen haben. Also war Spatz etwas zugestoßen. Also hatte Spatz vielleicht ein Kätzchen entdeckt, als sie über den Fahrdamm ging und nicht aufgepasst. Oder Spatz hatte sich mit irgendeinem der frechen Jungens geboxt, mit denen sie es immer gleich aufnahm, um nicht feige zu erscheinen. Wenn Mutti Gert doch nur energischer davon abgehalten hätte, Spatz dazu anzustacheln. Wahrscheinlich war bei der Boxerei irgendein Unglück geschehen! Oft genug kam Spatz mit einem blauen Auge oder mit aufgeschlagenen Knien nach Haus. Und dann war sie

obendrein noch glücklich, wenn sie einen Verband tragen konnte. Von Minute zu Minute wuchsen die Schreckbilder, die Mutti vor ihren Augen sah. Sie lief auf die Strafe, um nach Spatz Ausschau zu halten; aber es war schon sehr dunkel, und die Straße war fast menschenleer. Mutti horchte auf Kinderschritte; sie hoben sich immer sofort von den Schritten der Erwachsenen ab. Sie hoffte immer, so ein recht unregelmäßiges Dahertapsen, ein Springen und Laufen zu hören; denn selbstverständlich war Spätzchens Art zu gehen alles andere als gleichmäßig. Aber als endlich so kleine hopsende Kinderschritte näherkamen, gehörten sie einem ganz anderen kleinen Mädchen. Jetzt merkte Mutti, dass es ihr so erging wie Spatz, wenn man nicht mehr ein noch aus weiß, und aus Mangel eines einzigen klaren Gedankens losheulen möchte. Aber Mutti wusste leider, dass sich damit nichts, aber auch gar nichts änderte, und Spatz davon bestimmt nicht eher zurückkommen würde. Nun ging Mutti wieder die Treppen hinauf und überlegte, wen sie anrufen sollte, die Schule oder das Polizeirevier? Aber in der Schule konnte ja schon längst niemand mehr sein, und dass Spatz nicht eine Minute länger dortgeblieben war als irgend nötig, das war gewiss. Während Mutti noch überlegte, während sie sich selbst ermahnte, jetzt einen klaren Kopf zu behalten, hörte sie ein Lachen aus der gegenüberliegenden Wohnung, ein Lachen, das so klang, als ob es von Spatz käme. „Bin ich denn schon ganz und gar verdreht“, dachte Mutti, „jetzt höre ich sogar schon alle fremden Kinder lachen oder weinen wie Spatz“. Aber dann klang das Lachen noch einmal, und dann rief eine Kinderstimme: „Fabelhaft!“ Fabelhaft war ein Wort, das Spatz so ungefähr vierzigmal am Tage herausbrachte, beim Apfelkompott, wenn die Schularbeiten fertig waren, wenn sie ein nettes Buch las, wenn sie fünf Minuten länger aufbleiben durfte und öfters noch. Jetzt aber wusste Mutti genau, dass es niemand anders sein konnte als Spatz! Noch immer im Zweifel, dennoch hoffnungsvoll, klingelte sie. Sie traute kaum ihren Augen, als sie eine Tür offenstehen sah, die zum Kinderzimmer führte, in dem Zimmer ein Zelt und im Zelt Spatz mit einem Jungen und einem sehr niedlichen kleinen Mädchen, so ein klein bisschen nackt und barfuß, und Spatz biss gerade in einen

Apfel hinein, und deshalb hatte sie wahrscheinlich auch fabelhaft gesagt. Erst jetzt kam Mutti, die noch völlig verstört und sprachlos dastand, zur Besinnung. „Sie sind sicher Spätzchens Mutti“, sprach eine Dame auf sie ein. „Spatz hat Ihnen doch wohl gesagt, dass sie hier war“, fragte sie weiter, weil ihr auf einmal einfiel, dass sie Spatz vergessen hatte, danach zu fragen. „Ganz im Gegenteil“, sagte Mutti. „Ich habe Spatz gesucht, überall im Haus, auf dem Hof, auf der Straße — sogar an der Teppichstange“, fügte sie mit einem Seitenblick auf Spatz hinzu. Nun kam aber Spatz angelaufen. „Mutti, es war so schön, so schön wie noch nie! Und das ist Michael, und das ist Käthchen! Erst jetzt bemerkte sie, dass Mutti gar kein freundliches Gesicht machte, ja, dass Mutti eigentlich noch nie so ernst aussah wie gerade heute. „Ach, Mutti, ich kann ja gar nichts dafür, dass ich den Schlüssel vergessen habe. Ich hatte ihn auf den Tisch gelegt, und vielleicht hat ihn ein anderes Kind fortgenommen!“ „Also den Schlüssel hast du auch nicht“, fragte Mutti. „Ja, aber weißt du denn gar nicht, dass ich dich überall gesucht habe, dass ich schon bei der Polizei anrufen wollte?“ Nun erst dämmerte Spatz, dass sie vergessen hatte, nachzusehen, ob Mutti schon zu Hause wäre, vergessen, nach der Uhr zu fragen, vergessen, dass sie eigentlich den Abendbrottisch decken wollte. Michael hatte große Angst, dass Spätzchens Mutti nun eine große Strafrede halten würde, dass Spatz womöglich eine Tracht Prügel bekäme, und dass man ihr verbieten würde, weiterhin mit ihm zu spielen. Schnell sagte er: „Bitte nicht böse sein! Ich habe Schuld. Ich habe Spatz hier hereingelockt!“ „Nein“, fiel Spatz ihm ins Wort, „du hast gar keine Schuld. Du hast mir sogar noch geholfen. Sonst säße ich noch jetzt auf der Treppe und hätte mir einen Schnupfen geholt. Und wenn ich im Bett liegen muss, wer soll dann den Abwasch besorgen und die Zimmer fegen“, fügte sie schnell noch hinzu, um Michael zu zeigen, dass sie auch etwas anderes konnte, als auf der Treppe sitzen und weinen! — „Eigentlich war ich noch nie so böse wie heute“, meinte Mutti jetzt. „Vielleicht hätte ich heute Spatz mal wirklich tüchtig durchgehauen! Aber um deinetwillen, Michael, weil du dich so verständig und gut erwiesen hast und Spatz zur Seite standst, als es nötig war, darum

wollen wir es nun dabei lassen, wenn so etwas nicht wieder vorkommt, — wohlverstanden!“

Nun ging Spatz mit Mutti in ihre Wohnung. Aber dieses Mal hatte sie gar keine Zeit daran zu denken, dass sie Mutti gegenüber ein sehr schlechtes Gewissen hatte, und dass es ein großes Unrecht war, Mutti in solche Unruhe und Angst zu versetzen. Sie musste immer nur von Michael erzählen. Michael war höflich gegen kleine Mädchen. Michael fand es gar nicht richtig, dass Spatz es immer mit den Jungen aufnehmen wollte, nur um es ihnen gleich zu tun. Er meinte, dass die meisten Jungen ja doch nur freche und widerliche Lümmel sind. Michael fand, dass Spatz geradezu famose Einfälle hätte, und nächstens wollten sie ein Luftschiff bauen und über den Ozean fliegen. Vielleicht würden sie später einmal zusammen auf den Rummel gehen, um Geisterbahn zu fahren oder das Liliputtheater zu sehen.

Mutti war recht froh, dass Spatz nun endlich Freundschaft geschlossen hatte. Es war so selten, dass Spatz andere Kinder „nett“ fand. Selbst Miriam und Spatz verstanden sich nur gut, wenn sie etwas ausgeheckt hatten! Wenn Mutti fragte: „Ist Mariechen aus deiner Klasse nicht ein sehr liebes kleines Mädchen“, dann erwiderte Spatz: Ach diiiiie, die befiehlt ja immer allen Kindern, als ob sie unsere Lehrerin wäre, viel mehr als Fräulein Rose. Gerda, packe doch dein Lesebuch fort, Anni, schwatz nicht andauernd, so ruft sie einfach dazwischen! Nein, diiie kann ich nicht leiden.“ „Und Beate“, fragt Mutti ganz bescheiden. „Ach diiiiie, die stört immer den Unterricht, wenn er gerade am schönsten ist. Dann knistert sie mitten in der Stunde mit ihrem Stullenpapier und hat überhaupt nicht zugehört.“ „Aber Rosel, die könnte mir schon gefallen“, wendet Mutti ein; denn sie will, dass Spatz nun, da sie eine Wohnung haben, nicht immer allein bleibt. „Ach, Rosel, die verspricht immer alles, und dann hält sie nichts. Sie will mich schon seit Monaten zu ihrem Kasperletheater einladen, und seit Tagen hat sie mir ihr neues Buch mitbringen wollen, und den fabelhaften Ratzefummel, bei dem man nicht merkt, wenn sie radiert, den habe ich bis heute noch nicht gesehen!“

UNTER „ZWÖLF!“

So hatte sich Spatz nun Käthe, aber vor allem Michael als Spielgefährten ausgesucht, und Michael versäumte es nie, bei Spatz zu klingeln, wenn er Käthe besuchte, um ein wenig bei ihr zu bleiben und dann mit ihr gemeinsam herüberzugehen. Spatz hatte Michael so viel zu zeigen und so viel zu erzählen. Wenn er wieder fort war, schien es ihr trotzdem jedes Mal, als ob sie gerade das Wichtigste vergessen hätte. Natürlich sah er sich genau die Briefe und Postkarten an, die damals an „Fräulein Eva Bernheim, Berlin W, Joachimsthaler Straße 12“ adressiert waren, und für Marken interessierte er sich ohnehin ganz besonders. Er war aber auch dafür zu haben, zu Leontine als Arzt zu kommen, um sie einmal gründlich zu untersuchen. Er schüttelte bedenklich den Kopf, weil Leontine wirklich sehr blutarm war. Natürlich besichtigte er Spatz' eigenes Zimmer eingehend, und er fand es ganz in der Ordnung, dass vorläufig — bis zum endgültigen Aufräumen — noch so ziemlich alles auf der Erde herumlag, da Spatz überhaupt nur auf dem Fußboden liegend spielen und lesen konnte. Gleich von vornherein suchte er das Buch, das Spatz ihm zeigen wollte, und dass sie so liebte, unter dem Bett und zwischen den Federkissen, statt im Regal; denn er selbst pflegte heimlich, mit einer Taschenlampe versehen, abends im Bett zu lesen. Spatz zeigte ihm auch ihren Tretroller, und obwohl Michael schon ein Rad hatte, lachte er nicht herablassend, sondern sagte ganz einfach: „Du, das ist sehr gut, dass du einen Tretroller hast. Dann wird es dir sehr leicht werden, radeln zu lernen. Weißt du was, wenn es Frühling wird, und wir noch hier sind, dann werde ich es dir zeigen!“

Käthe war nicht sehr erbaut davon, als sie merkte, dass es von Mal zu Mal später wurde, dass Michael und Spatz zu ihr herüberkamen, obwohl doch so viel auf ihrem Programm stand. „Das nächste Mal wollen wir auf den Rummel gehen“, schlug sie vor, weil sie wusste, dass sie dann alle drei sehr früh fortgehen würden. Jeder von ihnen hatte sich zu diesem Nachmittag Geld gespart, und voll von Erwartung gingen sie ihrem Rummelschicksal entgegen. „Rummel ist nun einmal das Schönste, was es gibt“, rief

Spatz ein um das andere Mal in Begeisterung aus, „schöner als Kino, schöner als schaukeln, schöner beinahe als Eiswaffel!“ Den ersten Groschen verbrauchte Spatz für das Karussell; Käthe entschied sich auf den Namen „Michael“ ihren Groschen zu setzen; leuchtete er zuletzt auf, würde sie eine Tafel Schokolade gewinnen. Dann wollte Käthe Ringe werfen; denn sie war sehr geschickt und vorsichtig, längst nicht so ungestüm und draufgängerisch wie Spatz. Spatz setzte sich jetzt auf ein Motorrad, das sich auf einem zweiten Karussell befand, nachdem sie vorher erstmal beim Autolenken mitgemacht hatte. Spatz fand es herrlich, dass sie nun schon „so gut wie“ Motorrad fahren konnte, dessen Hupe gar nicht genug ausgenutzt werden konnte; so schnell war das Ganze vorüber. Im Strippen ziehen hatte Spatz Pech und im Würfeln erst recht, während Michael und Käthe bald dies, bald jenes gewannen. Käthe schenkte ihre Bonbonstange Michael, der Bonbonstangen für sein Leben gern aß, und als er jetzt eine Puppe am Gummiband gewann, die lustig hin und her tanzte, überlegte er einen Augenblick, wem von den beiden er sie schenken wollte. „Die musst du mir geben“, entschied Käthe, „du hast dafür meine Bonbonstange bekommen!“ „Nun gut“, meinte Michael, aber er merkte bald, dass Spatz sehr verstimmt war. Spatz hatte das Gefühl, dass dieser Rummel gar kein schöner Rummel war. Michael hatte nicht einmal hingesehen, als sie auf dem Motorrad saß



und hupte. Spatz hatte alles Geld ausgegeben und nichts, aber auch gar nichts dafür bekommen. Das war ja immer so, dass sie eben kein Glück hatte. Während Käthe ihre Trophäen so sichtbar als möglich nach Hause trug, steckte Spatz ihre Hände in die Manteltaschen, und schien etwas sehr ernsthaft und nachhaltig zu überlegen. „Du, Michael“, sagte sie, als sie zu Hause angekommen waren, ich werde dir eine feine Marke schenken, eine, die du bestimmt noch nicht hast.

Ich gehe eben mal zu mir herüber und hole sie.“ Spatz kramte in allen Schubladen, in denen sonst die Briete von Ruth und Gert lagen; aber sie waren wieder einmal nicht zu finden. Da sah sie plötzlich auf dem Boden vom Flur einen Brief liegen; scheinbar hatte ihn der Briefträger gerade durchgesteckt, und was für eine schöne Marke dieser Brief hatte! Sicher war es ein Brief von Gert, auf den Mutti schon lange wartete. Während Michael inzwischen mit Käthe gegenüber stolz die gewonnenen Herrlichkeiten ausbreitete, versuchte Spatz die seltene Marke vom Brief abzulösen. Wie schade, dass sie so festsaß! Aber hatte sie nicht einmal gesehen, wie Mutti eine Marke mit Wasser abgelöst hatte? Spatz ging an die Wasserleitung. Ganz vorsichtig wollte sie die Marke nass machen. Was würde nur Michael sagen, wenn Spatz damit ankam? Die Bonbonstange hatte er schon längst aufgelutscht, und sie hatte ihm nicht einmal sonderlich geschmeckt. Aber die Marke, die würde er in sein Markenbuch kleben! Was war aber das? Der Hahn, der sehr fest zugeschraubt war, ergoss nun einen breiten Strahl über den Brief, der völlig durchnässt wurde und die Schrift in einem Nu verwischte. Spatz wollte schnell das aufgeweichte Couvert vom Brief entfernen; aber auch der Brief war in ein Tintenbad getaucht, so dass kein Wort mehr zu entziffern war. Als Spatz jetzt Michael die Marke herüberbrachte, war sie so verstört, dass Käthe fragte: „Na, trauerst du immer noch darum, dass du Pech hast?“ Ohne eine Antwort zu geben, lief Spatz schnell wieder herüber. Mutti war nicht da. War es nicht das Beste, den Brief, den ja doch niemand mehr entziffern konnte, einfach fortzustecken und Mutti überhaupt nichts davon zu sagen? Denn von allen Dingen, die es gab, waren es ja immer die Briefe, die Mutti am meisten am Herzen lagen.

Als Mutti heute nach Haus kam, war Spatz merkwürdig einsilbig. Aber als Spatz erzählte, dass sie auf dem Rummel



nichts gewonnen hatte, und dass sie immer Pech hatte, war Mutti nicht weiter erstaunt. Leider war ja Spatz ein Kind, das sich immer gleich vom Schicksal oder von den Menschen zurückgesetzt fühlte und nicht ertragen konnte, die Unterlegene zu sein. Spatz hörte gar nicht hin, als Mutti erklärte, dass es Glückskinder selten zu großen Leistungen bringen, und dass es durchaus nicht so wünschenswert sei, zu den Glückskindern zu gehören, mag es von außen alles noch so verlockend aussehen. Spatz wollte zwar einwenden, dass sie darüber gar nicht mehr traurig war, weil sie nichts gewonnen hatte; aber Mutti schien es ihr einfach nicht zu glauben. Spatz' Gesicht, das wie sieben Tage Regenwetter aussieht, kannte Mutti von den verschiedensten Gelegenheiten, die sich in gewisser Weise ähnelten: Spatz hatte beim Spiel verloren, oder Spatz war nicht über das Seil gekommen, oder Spatz kam mit einem leeren Marmelbeutel nach Hause.

Damals, als es Spatz schon einmal nicht über sich gebracht hatte, Mutti ins Vertrauen zu ziehen, da war es noch ein Kinderspiel gegen das, was jetzt auf ihr lastete. Damals hatte sich Spatz ungerecht behandelt gefühlt; damals war sie unglücklich gewesen, unzufrieden mit sich und ihrer Umgebung. Jetzt aber hatten sie doch ihre eigene Wohnung, und jetzt war kein Grund dafür vorhanden, etwas Unrechtes zu tun und Mutti einfach nichts von dem Brief zu sagen.

Als Spatz in den nächsten Tagen immer noch merkwürdig still und unzugänglich war, dachte Mutti: Vielleicht hängt es mit Michael zusammen. Er fährt ja bald nach Palästina, und Spatz hat wieder einmal Pech, dass sie ihn so bald verlieren wird, nachdem sie nun endlich richtige Freundschaft geschlossen hat. —

„Ich weiß gar nicht“, sagte Mutti eines Tages zu Spatz, „warum Gert gar nicht schreibt. Ich habe ohnehin so ein unruhiges Gefühl, als ob es dem Kind nicht recht gut geht. Vielleicht hat er auch Heimweh. Wenn ich doch bloß wüsste, wie es ihm ginge!“ „Jetzt, jetzt“, dachte Spatz. Aber der Mund war ihr wie zugeklebt. Was wohl Michael sagen würde, wenn er es wüsste? Gewiss würde er sich dann gar nicht so mit der Marke gefreut haben, wie

er ihr immer wieder bestätigt hatte. Ach, wenn man doch einfach ein bisschen krank werden könnte, dachte Spatz im Stillen; es braucht ja nicht gerade so schlimm zu werden. Aber sie war inzwischen älter geworden. Sie wusste genau, dass es zwar keinen angenehmeren Ausweg gab, wenn man so ein tief bedrücktes Herz hatte, als mit Fieber im Bett zu liegen, sich füttern zu lassen, Trostwerte zu hören und nichts tun zu müssen, als wieder gesund zu werden! Aber würde das ein Ausweg sein? Würde sie nicht im Gegenteil immer kränker werden, wenn Mutti sie pflegte und ihr alles Mögliche Liebe erwies, während sie — nein, gesund werden konnte man nur, wenn man erst etwas ausspucken lernte, etwas, das sich zu festgesetzt hatte, genauso wie damals!

Ich habe jetzt Freundschaft geschlossen, grübelte Spatz, und immer hat Mutti gesagt, das ist etwas Besonderes, wenn sich zwei Menschen verstehen, nicht nur so obenhin, sondern ein für alle Mal, über alles Böse und Traurige hinweg, was einem zustößt. Als am nächsten Tag Michael wieder bei Spatz klingelte und sie zu Käthe herüberholen wollte, erzählte Spatz erst stotternd, dann unter Tränen, die immer viel schneller flossen, als sie wollte, was sie getan hatte. „Was soll ich nur jetzt machen? Wenn es doch nur irgendein anderer Brief gewesen wäre, nicht einer von Gert.“ Michael machte bei dieser Erzählung sehr entsetzte Augen; aber er sagte eigentlich gar nichts. Er sagte nichts anderes, als: „Na, was du tun musst, Spatz, das musst du selbst wissen!“ Aber als Spatz mit ihm herüberging, um zu spielen, hatte sie gar keine Freude daran. Sie hatte überhaupt keine Einfälle. Es gab nicht einmal eine Gelegenheit, bei der Michael hätte sagen können: „Du hast aber famose Einfälle, Spatz!“ Aber er freute sich sehr, dass Käthe so geschickte Finger hatte, sobald es sich darum handelte, Knoten aufzukriegen, Proviant zu verpacken, Decken gut und bequem hinzulegen. Immer war es dann Käthe, die die Sache in die Hand nahm. Wie sah Käthe auch immer ordentlich und sauber aus! Nie hatte sie ihre Spange verloren, so dass ihr die Haare ins Gesicht fielen. Käthes Kinder saßen gerade und wohlerzogen auf ihren Stühlen. Spatz wusste bestimmt, dass sich Käthe abends und morgens die Zähne putzte und mit dem Waschen überhaupt nicht

auf solchem Kriegsfuß stand wie Spatz. Im Gegenteil; beinahe jedes zweite Wort von Käthe war: „Jetzt will ich mir erst mal meine Hände waschen, die sind so dreckig!“ Ja, Käthe war ein kleines Mädchen, wie man es sich wünschen konnte, dachte Spatz, und dann hatte sie so ein wunderhübsches Gesicht. Sie hatte braune Locken und eine weiße, zarte Haut, und sie war wohl noch hübscher als Shirley Temple. So saß Spatz zerknirscht und kummervoll in ihrer Ecke. Sie hatte eigentlich gar nichts mehr zu melden. Sie brauchte ihrer Meinung überhaupt nicht mehr dabei zu sein, so viel hatten sich Käthe und Michael zu erzählen, und vielleicht redete sie es sich nur ein, dass Michael sie überhaupt nicht mehr recht beachtete. Als Michael nach zwei oder drei Tagen wieder kam, sah er sie, wie sie glaubte, fragend an; aber Spatz hatte nichts zu erzählen, oder vielmehr, sie wagte es nicht, Michael, der doch sonst immer ins Vertrauen gezogen wurde, zu sagen, was sie heute Morgen, als sie aus der Schule kam, erlebt hatte. Da war nämlich der Onkel Schupo, der sie über den Fahrdamm zu bringen pflegte, mit einem Mann zur Polizeiwache gegangen, und ein großer Menschenhaufe stand um ihn herum. Als Spatz dann gefragt hatte, was denn der Mann getan hatte, wurde ihr geantwortet: „Och der, der soll etwas nicht abgegeben haben, einen Geldbrief oder so — —“ „Und was wird man wohl mit ihm machen“, hatte Spatz weiter gefragt. „Na, was soll denn mit so einem gemacht werden“, war die Antwort. „Ins Kittchen, wahrscheinlich!“

Jetzt muss etwas geschehen, hatte sich Spatz entschlossen. Sitzen und nachdenken, das hilft einem überhaupt nicht mehr. Das macht alles nur noch schlimmer. Vielleicht kann Gert den Brief noch einmal schreiben. Ich werde ihm sofort erzählen, was ich gemacht habe. Seine Adresse steht ja auf seinem Brief. Als Spatz an Gert geschrieben hatte, da war ihr schon etwas leichter zumut. Gert, der wusste immer Rat. Gert hatte sie noch niemals sitzen lassen. „Würdest du den Brief für mich einstecken“, fragte Spatz Michael, als sie ihn wiedersah, „und würdest du vielleicht eine Marke darauf kleben können, bis ich — bis ich wieder etwas gespart habe?“ Michael nahm den Brief selbstverständlich; aber er

ersah daraus, dass Spatz mit ihrer Mutti noch nicht gesprochen hatte, und er machte ein sehr nachdenkliches Gesicht. Mit Michael ist auch alles vorbei, musste sich Spatz eingestehen. Wir haben uns gar nichts mehr zu sagen! Und warum war das nur alles gekommen? Weil Spatz nicht ertragen konnte, dass Käthe ihr überlegen war, als sie so viel gewann, und als sie Michael die Bonbonstange geschenkt hatte, während sie mit leeren Händen dastand. Warum war sie nur so? Warum konnte sie nicht zufrieden sein mit dem, was ihr glückte, anstatt immer nur darüber zu jammern, was ihr missriet? Spatz konnte aus diesem Wirrwarr hin und her jagender Gedanken gar nicht mehr herausfinden. Es war einfach nicht möglich, damit ohne Mutti fertig zu werden. Sie war eben noch zu klein! Es wurde auch nicht damit erklärt, dass man, wie viele große Leute denken, einfach nur ein artiges oder ein unartiges Kind war. Wenn sie noch so artig war, wenn sie ihren Knicks machte beim Guten-Tag-Sagen, wenn sie nicht sprach, während Erwachsene redeten, wenn sie ihnen etwas aufhob, was heruntergefallen war, wenn sie in der Bahn aufsprang, sobald jemand keinen Platz hatte, — damit war das Gefühl in ihrem Innern nicht zu beschwichtigen. Denn dieses Gefühl war so stark in ihr gewesen, dass sie es dazu getrieben hatte, einfach einen Brief wegzustecken, der nicht mehr lesbar war, Mutti anzulügen und Michael die Freude an der Marke gründlich zu verderben. Neulich sogar, als Michael merkte, dass Spatzens Mutti noch immer nichts zu wissen schien, als sie im Gespräch zu seiner Tante gesagt hatte: „Ja, wissen Sie, ich bin auch ganz unruhig; so lange habe ich schon von Gert nichts gehört“, da war etwas ganz Furchtbares geschehen. Michael hatte natürlich Spatz nicht verraten; er hatte so gemacht, als ob er überhaupt nichts gehört hätte und wohl bemerkte, dass Spatz hochrote Backen bekam und von da ab überhaupt nicht mehr am Spiel teilnahm, sondern behauptete, sie wolle lieber lesen. Aber Michael hatte Spatz am folgenden Tag die Marke zurückgebracht. Er war eigens zu Spatz gekommen, nicht um sie wie gewöhnlich zum Spielen zu holen; denn an diesem Nachmittag hatte er keine Zeit. Er wollte ihr zeigen, dass er auf eine solche Marke keinen Wert legte.

Dann aber geschah es, dass Mutti zu Spatz sagte: „Spatz, du gefällst mir schon lange nicht! Du siehst so blass und elend aus, und du isst nicht, hast keinen Appetit, und wenn ich dich frage, was du gern essen möchtest, dann sagst du bloß ‚Och gar nichts!‘ Ich bin doch dafür, dass du mal fortkommst, frische Luft schöpfst, damit wir mal ausprobieren, ob du dann nicht mit roten Backen und vergnügten Augen zurückkommst! Ich habe immer gedacht, wenn du dein eigenes Reich besitzt, wenn du so viel spielen kannst, wie du Lust hast, wenn du abends beim Einschlafen nicht gestört wirst, du würdest dich erholen und froher sein! Nun haben wir unsere kleine Wohnung, nun hast du sogar Spielkameraden gefunden, die du liebgewonnen hast, und trotzdem, — nein, eigentlich habe ich es mir ganz anders vorgestellt, wenn wir erst wieder unser Heim haben würden. Ich werde mal gleich ins Riesengebirge schreiben, in das hübsche und freundliche Kinderheim, das es dort geben soll!“

Als Spatz daran dachte, dass sie mit diesem Druck im Herzen womöglich Wochen von Mutti fort sein sollte und dann noch von Michael, der längst nicht mehr so liebevoll und aufmerksam zu Spatz war, — wie sie glaubte — rief sie völlig außer sich: „Nein, Mutti, das geht nicht, nein schreibe nicht! Ich gehe nicht fort! Ich will hierbleiben!“ Ja, was war das? Spatz weinte nicht, Spatz bat nicht, nein, sie stampfte sogar mit den Füßen, sie machte ein furchtbar wütendes Gesicht. „Wehe“, drohte sie, „wehe, Mutti. Wenn du mich fortschickst, dann springe ich einfach aus dem Zug!“ Jetzt stellte sie sich vor Mutti wie vor einen Feind, den sie überwinden musste. War das Spatz, Muttis frecher und wilder, aber immerhin doch zärtlicher und warmherziger Spatz?

„Nun komm einmal zu mir“, sagte Mutti. „Also es ist wieder einmal etwas passiert, scheinbar sogar etwas viel Schlimmeres als damals bei der Turnstange. Dieses Mal half sogar nicht einmal das Krankwerden mehr. Nun musst du mir also die Wahrheit sagen, Spatz. Du musst nur Mut haben. Wahrheit hilft immer, wenn sie einem auch noch so schwer wird.“

Endlich war es so weit, dass Spatz sagen konnte, was sie gemacht hatte. Dass Gert längst geschrieben hatte, dass sie aber die Marke

für Michael haben wollte, um nicht so daneben zu stehen, — und dass sie nicht den Mut aufgebracht hatte, Mutti von dem verunglückten Brief etwas zu sagen, und da hatte sie ihn eben einfach weggesteckt. „Hast du ihn noch“, fragte Mutti. „Ja! Erst wollte ich ihn in den Mülleimer werfen; aber ich habe mich nicht getraut, und du hättest ihn ja auch gefunden.“ „Und wo liegt er nun?“ „Er liegt unter Leontines Laken. Es sieht so aus, als ob sie —, als hätte sie nass gemacht!“

„Nun“, sagte Mutti sofort, „das ist nun wirklich keine einfache Unart mehr. An Dingen, wie du sie jetzt getan hast, kann man im Leben Schiffbruch leiden. Im Leben werden solche Dinge nicht verziehen. Da gibt es keine Muttis, die im letzten Augenblick noch alles zum Guten wenden können!“ Mutti sah Spatz ernst und durchdringend an: „Weißt du eigentlich Spatz, was daraus entstehen kann?“ „Ja“, erwiderte Spatz, „das eben ist es. Neulich, da habe ich auf der Straße gesehen, wie sie jemand fortbrachten.“ „Und warum, Spatz?“ „Er soll etwas fortgenommen haben!“ „Siehst du, Spatz, da wäre ja nun alles ganz einfach und ganz leicht, wenn nun, da du mir dir Wahrheit gesagt und dein Gewissen erleichtert hast, alles gut wäre. So ist es mit den kleinen Ungezogenheiten und Frechheiten, die Kinder begehen, und die man leider meistens zu wichtig nimmt, so dass man andere Gefahren übersieht. Siehst du, und dieses hier ist so eine Gefahr!“ „Aber ich will es ja nie, niemals wieder tun“, schluchzte Spatz. „Ach Kindchen“, seufzte Mutti, „das ist leicht zu versprechen, wenn es sich darum handeln würde, dass du nicht mehr mit deinem Stuhl kippen sollst, oder dass du endlich deine Sachen wegräumst. Aber es ist ja auch nicht so böse, was du gemacht hast. Du hast es für Michael tun wollen. — und es ist noch ein wahres Glück, dass du es mir angetan hast und keinem anderen. Aber das Schlimme daran ist, dass es auf dem Rummel begonnen hat, weil du nicht den Mut hattest, mit leeren Händen neben Käthe einherzugehen, und einfach das zu bleiben, was du in jenen Augenblicken warst: Jemand, der verloren hatte, als die anderen gewannen. Um das durchzuhalten, dazu gehörte mehr Mut, als vor jemanden hinzutreten und ihm zu beichten, was sich daraus für Hässlichkeiten ergeben haben, obwohl ich

dir glaube, dass auch das schwer genug ist! Und dabei, Spatz, hast du doch viel, womit du im Leben etwas anfangen und sogar stolz sein kannst, nicht stolzer als andere, aber auch nicht weniger. Denn jeder Mensch bekommt seine Aufgabe im Leben, und die kann ihm niemand, aber auch niemand fortnehmen!“ — Und was meinst du, Mutti, worauf ich stolz sein kann, und was ich habe?“ „Siehst du, nun willst du schon wieder hören, was man an dir loben und schön finden kann. Na, weil du so schwere Tage hinter dir hast, will ich es dir verraten, Spatz. Du hast, wie Michael auch sagt, ‚deine Einfälle‘!“ Da musste Spatz lachen. Das war aber doch komisch. „Einfälle, die hat doch jedes Kind!“ „Da haben wir’s, Spatz. Das, was man nämlich wirklich hat, das fällt den Menschen gar nicht auf; das versteht sich von selbst, und gerade das, was ihm selbstverständlich ist, darin liegen gewöhnlich seine Vorzüge. Womit man sich brüstet, worüber man möglichst viel redet, das ‚hat‘ man noch nicht!“

Nun schien aber wirklich alles wieder gut zu werden. Schon wieder hatte sich das Band um Mutti und Spatz enger geschlungen, und sie fühlte es tief in ihrem Innersten. Dieses Mal konnte sie beinahe nicht reden. Als Michael wieder kam, gab ihm Spatz als erstes die Marke. „Du kannst sie jetzt haben“, sagte Spatz. „Mutti hat es gesagt. Du sollst sie in dein Album kleben.“ „Ja, weiß deine Mutti, weiß sie alles?“ „Sie weiß alles“, sagte Spatz. „Donnerwetter, hast du aber Mut gehabt, Spatz! Das war verdammt schwer. Ich konnte es dir nachfühlen!“ „Ja, aber du, du warst doch so eklig, so ganz furchtbar eklig zu mir!“ „Es musste doch etwas geschehen, Spatz, und Schimpfe hilft gar nicht. Das weiß ich. Ich weiß es von mir und von meinen Freunden. Wenn Vater oder der Lehrer oder sonst wer schimpft, dann kann man zu keinem Entschluss kommen. Das ist ja nur, weil sie erwachsen sind und mit uns machen können, was sie wollen. — Und Haue nützt natürlich erst recht nicht. Einer unter uns, der zu Hause immer seine Tracht Prügel bekommt, der gönnt jedem Menschen immer nur das Schlechteste. Der glaubt überhaupt an nichts, nicht mal an Gott!“ — „Wie stellst du dir den lieben Gott überhaupt vor“, fragte Spatz. „Ich denke mir natürlich nicht“, erwiderte Michael,

„dass er ein lieber alter Mann mit einem weißen Bart ist. Ich denke mir, dass man erst so an ihn glauben muss wie Abraham, damit man sich mit ihm unterhalten und ihn um Rat fragen kann, wie er.“ „Ich glaube“, meinte Spatz, „er sitzt in uns und zwingt uns, dass wir etwas ausspucken, was zu festsitzt. Und wenn uns dann wieder ganz leicht und froh zumute ist, dann ist er eben bei uns!“

So schön wie jetzt hatte Spatz ihr Leben noch nie gefunden. Sie hatten ihre Wohnung, und Spatz kam auf wunderhübsche Gedanken, wie man sie immer noch wohnlicher und freundlicher machen könnte. Sie hatte Michael, und Michael war noch viel lieber und aufmerksamer zu ihr als vorher. Sie waren jetzt dabei, das Luftschiff zu bauen, das über den Ozean fliegen sollte, und während Käthe hinreichend damit beschäftigt war, alte Laken aneinanderzunähen, überboten sich Michael und Spatz darin, für ihre Landung Städte mit schönen Namen auszusuchen, die einen guten Klang hatten, und wo sie unter dem Jubel der Bevölkerung und einer Abordnung der Regierung begrüßt werden würden.

Nach einigen Wochen kam denn auch ein Brief von Gert, der eigens an Spatz adressiert war. Ach ja, sie hatte ihn ja um Rat gefragt! In dem Brief stand: „Du kleines, freches Biest, was hast du dir denn da wieder einmal eingebrockt! Glaubst du denn 1., dass Mutti das nicht sofort merkt? Wo hast du denn den Brief überhaupt hingetan? Hast du ihn so gut versteckt, dass man ihn nicht findet, oder hast du ihn etwa in den Mülleimer geworfen, und Frau Meyer oder wie sonst eure Aufwarte heißt, hat ihn längst gefunden und ihn Mutti gezeigt? Na, bis mein Brief ankommt, ist natürlich schon alles drunter und drüber mit dieser verd... Geschichte! In meinem Brief stand übrigens gar nichts Besonderes drin. Ich habe Mutti nur geschrieben, dass ich bereits hebräische Bücher lese, weil sie sich immer solche Sorgen gemacht hat, wenn ich mir die Vokabeln nie merken konnte. Wenn noch nichts geschehen ist, musst du es natürlich Mutti gleich sagen! Du kannst sie doch nicht einfach anlügen, Mensch! Das kann man z. B. bei Herm Kaul, unserem Lehrer. Den haben wir angelogen, dass es nur so krachte, weil er uns mit Absicht gezwiebelt hat. Aber Mutti???? Spatz, das finde ich einfach gemein von dir! Selbst ich habe Mutti nur fünf- oder

sechsmal angelogen, d. h. geschwindelt, und dann habe ich es ihr meistens gleich hinterher gesagt! Also nun los! Habe Mut, was dir allerdings, an deinen Leistungen am Reck gemessen, sehr schwerfallen wird. Damit es dir aber nicht so sauer wird, habe ich an Mutti noch einen Brief eingelegt. Den kannst du ihr geben, wenn du willst oder auch nicht, falls du es schon gesagt hast, was ich natürlich nicht glaube! Alles andre, was hier los ist und so, schreibe ich an Mutti. Mir geht es gut! Du weißt ja, Unkraut vergeht nicht. Also hoppla, besinn dich nicht lange. Ran an die Speckschwarte. Dein zutiefst entrüsteter Bruder Gert.“

Wie herrlich, dass dieser Brief nun zu spät kam, und dass sie Gert schreiben konnte, dass sie es „selbstverständlich“ schon alles erzählt hatte. Und was würde Gert erst für Augen machen, wenn er von ihrem neuen Spielkameraden hörte und alles aufzählte, was sie miteinander gespielt hatten. Denn Gert war ja auch so ein Junge, der immer glaubte, dass er unersetzbar sei (oder nur so tat) und dass, wenn er erst fort wäre, Spatz den ganzen Tag dasäße und jammerte: „Ach, was soll ich jetzt tun? Es ist sooo langweilig!“ — Als Spatz den Brief Michael zeigte, meinte er: „Du, ich glaube, dein Bruder ist ein furchtbar netter Kerl!“ „Findest du? Frech ist er!“ „Nein, nett ist er“, sagte Michael, „weil er dir mit seinem Ulk alles leichter machen wollte!“

BAR-MIZWA

Wie schön hätte jetzt alles sein können! Die Freundschaft mit Michael war inniger denn je; aber auch an Käthe hatte sich Spatz jetzt angeschlossen. Spatz hatte nämlich begriffen, dass sie vorher Käthe immer darauf hin beobachtet hatte, ob sie etwas besser kann, mehr weiß als Spatz, und ob es ihr gelänge, schnellere und herzlichere Freundschaften zu schließen, als sie. Doch durch alles, was sie in diesen Wochen an Kummer und Angst durchlebt hatte, war das Muttiwort in ihr haften geblieben, einfach so zu sein, wie man eben ist. Da Spatz jetzt gar nicht darauf aus war, sich hervorzutun, so merkte sie, dass sich Käthe und sie gar nicht zu überbieten brauchten; denn jedem von ihnen lag etwas ganz anderes

am Herzen. Käthe hatte ihre geschickten Finger und ihr freundliches Wesen, und Spatz hatte ihre Gedanken und ihre immer neuartigen Vorschläge, die sie möglichst sofort zu verwirklichen trachtete, ohne immer wieder etwas Neues anzufangen, wenn es nicht gleich klappte.

Wenn man dann auf einmal Zeit hat, nicht nach anderen zu blicken, dann kann man sogar in seinem eigenen Inneren auf Entdeckungsfahrten gehen, die so schwierig und weit sind, als handelte es sich um einen Ozeanflug. So kam es, dass sich Spatz überlegte, dass sie niemals Tagebuch geführt hätte, und dass vieles gewiss anders gewesen wäre, wenn sie jeden Tag hineingeschrieben hätte, was sie nur schnell hinuntergeschluckt hatte, ohne es genau anzusehen. Und was war mit dem Bund geworden: Hilf dem Tier? Wenn die andern auch nicht mehr mitgemacht hatten, wodurch der Bund aufgelöst werden musste, weil sie inzwischen einen Bund von Filmbildsammlern oder einen Bund von Schnellläufern für amüsanter hielten, warum legte sich Spatz nicht selbst ein Buch mit Bildern und Berichten an über alles, was sie täglich über Tiere sah und hörte? Seltsamerweise fielen ihr diese schönen Dinge erst ein, seitdem sie Michael kannte. Von ihm wusste sie, dass er nicht deshalb so ein verträglicher und freundlicher Junge war, weil er sich nicht streiten und hauen wollte, sondern weil ihm einfach die Zeit dazu fehlte; denn Michael hatte außer den Schulstunden am Vor- und Nachmittag noch zahlreiche Dinge, mit denen er sich beschäftigte. Marken, das war nur eins von diesen Dingen. Dann liebte es Michael, zu lesen, besonders Erzählungen von fremden Ländern mit den Pflanzen, die dort wuchsen, den Tieren, die dort lebten. Aber Michael war auch ein großer Musikfreund, und er hatte Flöten- und Klavierunterricht. Neben all diesem Lerneifer spielte er jedoch für sein Leben gern „Schiff“ oder „Zelt“, „Flugzeug“ oder „Auto“, „Doktor“ oder „Lehrer“, kurz alles, was man der Wirklichkeit nachbilden kann.

Natürlich konnte auch Michael ungezogen sein; denn er war so, wie alle Kinder waren. Und doch gab es auch dabei einige Unterschiede. Michaels Ungezogenheiten bestanden darin, dass er immer so tat, als ob er schlief, wenn seine Mutter nochmal in

sein Schlafzimmer sah, bloß, weil er immer noch etwas Dringendes vorhatte. Oder, dass er einfach nicht lernte, was er für unnötig hielt, und was ihm die Zeit so schnell wegstahl. Michael wurde auch von vielen ein Dickkopf genannt, besonders von den Erwachsenen, weil er nicht von Dingen abwich, die er einmal für gut hielt. Spatz wusste genau, dass Michael niemals Besuche bei Tanten und Onkels machte, so sehr ihn seine Mutter auch deswegen quälte, wenn es nicht eine Tante oder ein Onkel war, mit denen er sofort über etwas sehr Ernstes und Sachliches sprechen konnte. Michael sagte jedem meistens offen seine Meinung, aber weil er es ruhig und freundlich zu sagen wusste, so waren ihm immer nur diejenigen böse, die ihn im Stillen um sein fröhliches Herz beneideten.

Jetzt aber war Michael ganz besonders in Anspruch genommen, so dass er selbst Spatz und Käthe vernachlässigen musste. Er bereitete sich auf seine Bar-Mizwa vor. Nicht nur, dass er zu Dr. Stern ging, der ihm und den anderen Jungen Stunden gab. Nicht nur, dass er sich mit dem Abschnitt beschäftigte, den er aus der Torah vorlesen würde. Michael wusste, was es bedeutete, wenn er nun zum ersten Mal die Stufen hinaufsteigen würde, um vor einer andächtigen Gemeinschaft zu stehen, das erste Mal an geweihter Stelle. Schon lange, bevor dieser Tag herankam, sah er sich diese Stufen hinaufgehen zur Torah. Nach diesem Abschnitt in seinem Leben würde er „ein Sohn der Pflicht“ sein, allein verantwortlich für sein Tun und Reden, verantwortlich für sein Judentum. Jede Unzuverlässigkeit, jede Lieblosigkeit, deren er sich schuldig machte, würde nicht nur auf ihn, sondern auch auf sein Judentum zurückfallen, und es würde ihn niemand entschuldigen und sagen: Er ist eben noch ein Kind! Nein, Michael wusste gut, wie sehr es darauf ankam, sich mit seiner ganzen Kraft und seinem Glauben für Ziele einzusetzen, die sich auch für sein Judentum segensvoll auswirkten. Früher hatte Michael sich nichts mehr gewünscht, als so bald als möglich „erwachsen“ zu sein, wie es alle Kinder gern wollen. Er hatte eigentlich nur daran gedacht, dass er dann machen könnte, was er wollte und wonach ihm gerade der Sinn stehen würde. Zuerst würde er natürlich bis in die Nacht aufbleiben; dann würde er

die Kinostücke sehen können, die „für Jugendliche nicht zugelassen“ sind; schließlich würde er keine einzige Gratulation zum Geburtstag einer Tante oder eines Onkels schreiben, und zu Hause würde er es ruhig klingeln lassen und so tun, als ob er „nicht da wäre“, wenn er gerade mit etwas ganz Wichtigem beschäftigt war. Aber inzwischen war ihm doch klar geworden, dass dieses Erwachsensein doch noch eine andere Seite hatte, und dass es zahllose Gründe dafür gab, wenn „die Großen“ dem Leben gegenüber nicht standhielten und sie es meist viel zu spät merkten, dass sie falsch gesteuert hatten. Nein, um zu einem „Sohn der Pflicht“ zu werden, dazu musste Michael erst einmal mit sich selbst, seinen Fähigkeiten und seinen Wünschen ins Reine kommen. Früher hatte er diesem Wort gegenüber etwas Beängstigendes empfunden, als ob ihm jemand — wie beim Zeckspiel — einfangen wollte. Erst seit den Stunden bei Dr. Stern merkte er, dass er eine falsche Auffassung von der Pflicht gehabt hatte. Seine Pflicht tun, das bedeutete für einen jüdischen Jungen etwas Ähnliches wie „Gott dienen!“ Es konnte jede Alltagshandlung zum Gottesdienst werden. Aber war ein solcher Gottesdienst etwa nüchtern und farblos? Jede Stunde, die er in der Synagoge gewesen war, hatten ihm immer wieder neue Beweise dafür gegeben, dass es zahllose Möglichkeiten für den Menschen gibt, sich dem Höchsten zu nähern, und dass dem einen der Gesang, dem anderen das Gebet, einem dritten die Schönheit der Synagoge mit ihrem golddurchwirkten Vorhang, mit ihren silbernen Geräten und ihrem wärmenden Lichterglanz zur Andacht verhilft. Dann wieder gab es Menschen, denen es schon genügt, aus der Alltagsumgebung herauszukommen und sich seinen Gedanken und Träumen in aller Freiheit überlassen zu dürfen, um mit neuem Mut und frischer Kraft aus der Synagoge herauszugehen. Das Wichtige aber war, die tägliche Pflicht mit dieser Andacht zu durchtränken, für die Dr. Stern das schöne Wort „Bereitschaft“ geprägt hatte. Denn durch diese Bereitschaft würde der Zwang, den man gefühlt hat, verloren gehen, und man würde seine volle Freiheit bei jedem noch so untergeordneten Tun entfalten können, die Freiheit des klar denkenden und des warm fühlenden Menschenkindes.

Spatz fand, dass sich Michael in dieser Zeit der Vorbereitung sehr veränderte. Gewiss, er war noch immer fröhlich und zu allerhand Streichen aufgelegt; aber wenn er früher ganz dabei war, wenn er sich früher dem augenblicklichen Einfall ganz überließ, so wurde jetzt alles, was er sagte und tat von einem tiefen Ernst, von einer noch tieferen Nachdenklichkeit getragen.

Als Spatz und Käthe dann am Tag der Bar-Mizwa in die Synagoge gingen, sahen sie Michael das erste Mal mit dem Tallis umkleidet unter den anderen Jungen sitzen, und da durchzog sie ein Gefühl der Ehrfurcht, wie sie es beide noch nie empfunden hatten. Michael, ihr Spielkamerad und Freund, war nun für würdig befunden, da er 13 Jahre geworden war, Gott im Gebet gegenüberzutreten und in die jüdische Gemeinschaft als „Großer“ aufgenommen zu werden. Während des ganzen Vormittags befanden sie sich in einer seltsamen Erregung. Spatz, die heute als Begleitung von Michael weit vorn sitzen konnte, folgte nun genau dem Aufziehen des Vorhangs vor der heiligen Lade, dem Herausheben der Thorarollen, dem Herumtragen, bis dann schließlich auch die Knaben dazu aufgefordert wurden, ihre Segenssprüche zu sagen. Michael war der vierte, der herankam, um die Stufen hinaufzugehen, und Spatz schien es, als ob die große Ruhe und Würde, die von ihm ausging, auch von den andern bemerkt wurde. Aber seine brennenden Augen verrieten ihr doch, dass er im Innersten auf das Tiefste erregt war. Dass Käthe und Spatz meinten, Michael hätte seinen Abschnitt besonders deutlich und schön gelesen, das wird wohl niemand bezweifeln; aber gewiss dachte jede Mutter, jede Schwester von ihrem Bar-Mizwa-Knaben das gleiche. Nachdem alle Knaben gemeinsam ihr Glaubensbekenntnis gesagt hatten, hielt Dr. Stern eine Ansprache, um seinen Jungen die Bedeutsamkeit des heutigen Tages noch einmal klar zu machen. Er sprach von dem wundersamen und oft unwirklich anmutenden Schicksal, das dem jüdischen Volk und seinen Großen Vorbehalten war, deren Kraft zu träumen ebenso groß war, wie die Kraft, diese Träume wahr zu machen, die ebenso als Knecht gehorchen wie als Herr befehlen konnten, eben, weil sie beides in sich vereinigten, Traum und Wirklichkeit. Man denke nur, fuhr Dr. Stern fort, an Moses in

seinem Körbchen, an Moses im Hause des Pharaos, an Moses im Zug durch die Wüste und am brennenden Busch, an Moses, der die Gesetzestafeln herunterbringt und an Moses, der ein Volk für alle Zeiten belehrt und einer Welt seine Sittengeschichte gibt. Dieser gleiche Moses sollte nicht einmal leben, und es stellten sich ihm kaum zu überwindende Widerstände durch Zeit und Umstände entgegen. Aber auch seinem Charakter und seiner Veranlagung nach fühlte er sich durchaus nicht dazu berufen, eine so schwere Aufgabe zu erfüllen, und Gott Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten. Er hatte eine schwere Zunge; das Reden fiel ihm schwer. Aber über alle äußeren Hindernisse und sogar über die Mängel seines eigenen Ichs hinweg erfüllte dieser große Mann nach und nach alles, was Gott ihm auftrug und tat seine Pflicht, die eine heilige Pflicht, die Gottesdienst geworden war, — und geheimnisvoll wie seine Geburt war auch sein Tod. So aber, schloss Dr. Stern seine Rede, kann jeder jüdische Junge über Zeit und Umstände hinweg Großes und Wunderbares tun aber auch erleben.

Nach der Bar-Mizwa fuhr Michael mit seiner Mutter zu Käthes Eltern, wo eine kleine Familienfeier den Tag würdig beschließen sollte. Michael dankte seiner Mutter und dem fernweilenden Vater für alle Liebe und Sorgfalt, die sie bis heute für ihn verwandt hatten und für die Opfer, die sie gebracht hatten, um ihn etwas Ordentliches lernen zu lassen. „Aber ich hoffe, dass ich es einmal schaffen werde“, und bei diesen Worten schluckte Michael schnell ein paarmal, „und dann werde ich es denen, die es durch mich schwer hatten, leicht machen können!“ — Spatz hatte noch nie einen Tag erlebt, der so reich an Erlebnissen gewesen war. Ein wenig freute sie sich auch, dass Michael wieder mehr Zeit haben würde, und es war ihr, als gehörten sie jetzt, nachdem Spatz bei seiner Bar-Mizwa gewesen war, noch mehr zusammen als früher.

Nun geschah es an einem Dienstag, dass Michael bei Spatz klingelte, ohne gleich wie sonst in ihr Zimmer zu gehen und seine Taschen auszukramen, sondern er sah immerzu nach einer Ecke des Flurs, als ob er dort etwas Besonderes bemerkt hätte. Mit dem linken Fuß klappte er immerwährend auf den Boden und als er dabei den Takt wechselte, brachte er es endlich heraus: „Ja, nun

wird es also werden, Spatz!“ „Was wird werden. Das mit einer Geige?“ Michael schüttelte den Kopf. „Oder vielleicht passende Schlittschuhe?“ Michael schwieg. Dann aber entsann sich Spatz, dass er solche Dinge „nebenbei“ zu behandeln pflegte. Mitten in irgendeiner Beschäftigung teilte er dieses und jenes mit, das für sie und ihre Freundinnen in der Schule ganze Vormittage als Unterhaltungsstoff abgegeben hätte. Spatz hätte sich zum Beispiel nicht gewundert, wenn Michael, während er Marken in sein Album klebte, so nebenher sagen würde: „Übrigens, ich habe jetzt eine eigene Schreibmaschine.“

Auf einmal wurde Spatz alles klar. „Fahrt ihr fort“, fragte sie ängstlich? „Ja, Spatz. Wir haben jetzt endlich das Visum bekommen!“ Als Spatz, die doch sonst ihren Mund niemals stillhielt, gar nicht antwortete, fuhr er fort: „Ich habe mich so darauf gefreut, — früher; aber auf einmal fällt es mir schwer, fortzugehen!“ — Spatz wusste, dass es jetzt an ihr lag, Michael zu helfen, wie er es schon so häufig getan hatte. „Weißt du was“, sagte sie daher ganz lustig, obwohl sie die Tränen, die hochkommen wollten, schnell wieder herunterschlucken musste: „Wir schreiben uns oft. Da kann man sich viel mehr sagen, als so. Und dann kommst du doch dorthin, wo Gert auch ist. Wie fein, wenn ihr euch besuchen könnt und Freundschaft schließt!

Und wer weiß, ob wir euch dann nicht besuchen!“ „Gewiss“, sagte Michael. Ich denke bestimmt, dass wir uns hier nicht zum letzten Mal sehen, Spatz. Und dass du etwas von Freundschaft verstehst, das hast du ja gezeigt, als du für mich die Briefmarke ablösen wolltest.“ Das hätte Spatz am allerwenigsten erwartet, dass sich Michael dieses böse Vorkommnis jetzt so ausgelegt hatte. „Ja“, sagte Spatz, „ich glaube, dass ich immerzu an dich denken werde!“ „Die meisten Mädels“, nahm Michael dieses Gespräch wieder auf, „die nutzen die Jungen nur aus, dass sie ihnen die Mappe tragen müssen oder das Radfahren beibringen, und hinterher kichern sie über sie. Und immerzu finden sie einen



fremden Jungen netter als einen bekannten. Und dann rechnen sie darauf, dass man ihnen Schmeicheleien sagt, und wer das gut versteht, der gefällt ihnen.“

„Mir gefällst du, Michael“, sagte Spatz. Darauf gaben sie sich beide die Hand, und sie nannten es einen Treueschwur. Aber dann eilten sie zu Käthe, um ihr das einschneidende Ereignis des bevorstehenden Abschieds mitzuteilen.

⁴/₄ TRAURIGKEIT — UND EINE GROSSE HOFFNUNG!

Von nun ab beschäftigte sie nichts anderes mehr als die baldige Abreise. Was gab es da nicht alles zu überlegen und vorzubereiten! Spatz und Käthe saßen von nun ab oft zusammen und tuschelten miteinander; denn sie wollten sich doch etwas recht Hübsches ausdenken, womit sie Michael zum Abschied eine Freude machen könnten. Immerzu fanden sie etwas anderes richtiger und für einen Abschied geeigneter. „Ich kann so fein nähen“, meinte Käthe. „Ob ich ihm eine Tasche arbeite, wo Michael seine Toilettensachen aufbewahren kann? Oder findest du es vielleicht hübscher, wenn ich ihm ein Fotografie-Album klebe?“ Spatz entschied sich dafür, Michael ein Büchlein zu schenken, in das sie alles Bemerkenswerte hineinschrieb, was sie zusammen erlebt hatten. Natürlich musste das Buch illustriert werden, mit Zeichnungen und Bildern, soweit es sich ermöglichen ließ.

Dann kam der große und schwere Tag des Abschieds. Wenn auch Spatz schon erfahren hatte, was für eine verzwickte Sache die Trennung von lieben Menschen ist, als Ruth und Gert fortgefahren waren, Ruth nach New York und Gert nach Palästina, damals war Spatz noch recht dumm und albern gewesen. Sie hatte auf dem Bahnhof etwas ganz anderes beobachtet, als sich mit ihren Geschwistern zu beschäftigen, die allerdings von Verwandten und Freunden umringt waren. Spatz hatte unterdes zahlreiche merkwürdige Dinge gesehen, von denen sie vorher nichts gewusst hatte. Da war vor allem der Schlafwagen mit seinen kleinen Schlafräumen und den übereinanderliegenden Betten. Es interessierte Spatz brennend, wie man auf das obere Bett hinaufsteigen würde. Lei-

der fuhr damals Gert nur in einem Coupe dritter Klasse, so dass er es ihr nicht vormachen konnte. Dann sah Spatz einen Speisewagen mit gedeckten Tischen, mit weißen Tischtüchern und kleinen Blumensträußen. Ach, es musste geradezu wunderbar sein, sich an ein solches Tischchen setzen zu können und dem Kellner zu sagen: „Bitte, bringen Sie mir ein Glas Himbeerwasser.“ Dann sah Spatz die vielen mit Koffer beladenen Wagen ankommen, und es wurde immerzu: Bitte Vorsicht, gerufen, und oft musste Spatz mit einem forschen Satz seitwärts springen. Man war immerzu in Aufregung; es war immerzu etwas los. Auf einmal hatte Spatz auf einem der Wagen Gerts Koffer entdeckt, auf den sie sich zu Hause noch hatte heraufsetzen müssen, damit er zuing. Natürlich hatte sie damals so ein bisschen mit ihren Füßen darauf herumgetrampelt, und es war ein Vergnügen ohnegleichen. Nein, damals hatte Spatz keine Zeit gehabt, auf dem Bahnhof traurig zu sein. Es war alles viel zu neu und geheimnisvoll gewesen, und sie hatte Gert beneidet, dass er solche große Reise machen konnte, und sich alles um ihn drehte. Er bekam so viele Geschenke, dass seine Hände sie bald nicht mehr halten konnten, und er tat so, als ob sie ihn gar nichts angingen. Er sagte, er würde sie nachher aufmachen, wenn er Zeit und Ruhe dazu hätte. Natürlich hatte Spatz immer nach den Päckchen geschielt, um zu erraten, was wohl darin wäre. Konfekt und Bücher ließen sich sofort feststellen an ihrer bekannten Form; aber da waren so manche Päckchen darunter, die geradezu nichts verrieten, was sie enthalten mochten. Seltsam, dass Gert das so ruhig hinnahm. Von Ruth hatte Spatz sogar zu Hause Abschied nehmen müssen, weil Spatz damals mit Fieber und Halsschmerzen zu Bett lag. So kam es, dass sie eigentlich gar nicht recht verstand, warum alle andern so seltsam gedrückt umhergingen und bald immerzu lachten und lärmten, wie zum Beispiel Gert, oder merkwürdig einsilbig waren, wie zum Beispiel Mutti.

Heute sah Spatz den Bahnhof wie zum ersten Mal. Es war Abend. Natürlich durfte sie heute aufbleiben, und sie fuhr mit Mutti, mit Käthe und mit Käthes Eltern zum Bahnhof. Dort stand Michael mit seiner Mutter schon. Auch sie waren von vielen Menschen umringt, die viel und laut auf sie einredeten. Michael, der es sonst

immer so eilig hatte, den Mantel abzulegen, und den Spatz überhaupt noch nie mit einer Mütze gesehen hatte, stand jetzt so fein angezogen da, ohne sofort etwas ganz Unaufschiebbares vorzuhaben, dass er Spatz ganz fremd vorkam, als wäre er es gar nicht mehr wirklich. Heute hatte er zum ersten Mal Zeit, dazustehen und sich anzuhören, was Tanten und Onkels, Vettern und Cousinen mit ihm sprachen. Er hatte so lange Zeit, bis er sich in den Zug setzen und fortfahren musste.

Bereits die abendlich erleuchteten Straßen, durch die Spatz heute gefahren war, und die sie zu so später Stunde noch nie erlebt hatte, waren so seltsam unwirklich und traumhaft gewesen. „Vielleicht träume ich alles“, dachte Spatz immerzu. „Vielleicht ist es gar nicht wahr, dass Michael heute für immer fortfährt“ Sie wagte gar nicht an ihn heranzugehen und mit ihm zu sprechen. Sie hielt nur ihr Päckchen in der Hand, ihr kleines Buch, das sie für Michael geschrieben hatte. Als erstes würde er darin eine kleine Zeichnung finden, wie Spatz auf der Treppe gesessen hatte und ihren Schlüssel vergessen, der Tag, an dem sich beide zum ersten Mal gesehen hatten. Spatz hatte genau beschrieben, wie es damals gewesen war. Dann war Michaels Tasche mit Inhalt in dem Buch abgebildet, die wie bei allen Jungens ein ganzes Warenlager an Werkzeugen und Ersatzteilen enthielt, und die ihm und anderen als technische Nothilfe schon oft in heiklen Situationen geholfen hatte. Auch der Rummel war nicht vergessen worden, und Spatz hatte sich selbst verulkt, wie sie mit ihren Händen in der Tasche nach Hause geht, damit niemand merkt, dass sie nichts gewonnen hat. Ja, heute ist es schon so weit, dass sie sich selbst darüber lustig machen kann, dass sie solche Enttäuschungen so bitter schwernahm. Dann folgte die Briefgeschichte, und beim Erzählen und Einkleben der Bilder aus Buntpapier, die Spatz geschnitten hatte, da war es ihr, als ob sie alles noch einmal erlebte; aber dann war dieses beklemmende und heiße Gefühl, das sie noch von damals in Erinnerung hatte, vorbei! Auch das war nun endgültig vorüber!

Wie seltsam heute der Bahnhof aussah! Wie ein langes, graues Band zog er sich hin. Wie etwas ganz Düsteres, Unabwendbares.

Alle Menschen, die auf dem Bahnhof umhergingen, waren erregt, liefen hin und her, schwarten und wollten irgendetwas verdecken. Selbst diejenigen, die gar nicht so weit fortfahren wie Michael, sondern nur in eine andere Stadt wollten, selbst sie benahmen sich anders, als man es sonst von ihnen gewohnt war.

Heute sah Spatz nicht auf die kofferbeladenen Wagen, um herauszufinden, ob Michaels Koffer darunter wäre. Heute sah sie nur Michael, und in einem Augenblick, als er ein wenig abseits von den vielen Leuten stand, schlich sich Spatz an ihn heran und gab ihm ihr Päckchen. „Hier, Michael!“

„Ich werde dir gleich schreiben, Spatz, gleich wenn ich ankomme. Aber hier habe ich dir noch auf einen Zettel meine Adresse aufgeschrieben und meinen Geburtstag. Und das weißt du ja, dass du meine Goldfische haben sollst. Und in den vierten Baum von eurem Haus, — erzähl dich aber nicht — da habe ich etwas eingeritzt und in das Baumloch gesteckt, weißt du, — so zur Erinnerung!“

Dann hieß es plötzlich und viel zu früh für das, was sie sich noch sagen wollten: Bitte einsteigen! Wie es dann war, als der Zug anfuhr, und Spatz nur noch das Gesicht hinter der Fensterscheibe sah, ein Gesicht, das ihr plötzlich seltsam durchsichtig und fiebrig erschien, dessen konnte sie sich kaum noch entsinnen. Indem Augenblick nämlich war es ihr, als fiele sie irgendwo herab, so wie sie es so oft träumte, bevor sie dann mit einem großen Schreck aufwachte und glücklich war, dass sie es eben nur geträumt hatte. Jetzt aber, als sie die Augen ganz groß aufriss, war der Zug schon aus dem Bahnhof gefahren, und Spatz bemerkte, dass sich trotzdem nichts verändert hatte. Die Menschen liefen geschäftig hin und her wie vordem. Manche schimpften und andere lachten sogar. Der Bahnhof war immer noch so ein langes, graues Band. Nichts hatte sich verändert; nur Michael war fort!

Als Spatz jetzt meinte, nun wäre es ihr nicht möglich, auch nur den nächsten Augenblick noch zu überstehen, da fühlte sie, wie eine Hand die ihre umschloss, — Muttis Hand! „Komm, Spatz“, sagte sie, als ob Spatz nun wirklich ganz erwachsen wäre, „wir beide wollen noch irgendwo zusammen eine Tasse Kaffee trinken.“

Es tut ja nun nichts mehr, ob es etwas später wird oder nicht.“ — Dann saßen sich Mutti und Spatz gegenüber, und Mutti fragte Spatz gar nicht wie sonst, was sie wohl haben möchte, sondern bestellte einfach eine Tasse Schokolade. Mutti begann auf einmal, Spatz aus ihrem Leben zu erzählen. Da war viel Lustiges und Schönes, aber auch viel Trauriges und Schweres. Aber das Schwere, so erkannte Spatz bald, war immer zu irgendetwas, wenn man auch nicht gleich wusste, wozu, notwendig gewesen. Gewiss, es gab viele Menschen, die einfach nur Glück hatten, die einfach immer gewannen. Sie brauchten sich nur ein Los zu nehmen, und sie hatten die richtige Nummer gewählt. Sie brauchten nur zu würfeln, und es war über zwölf. Denn das Leben glich oft genug einem richtigen Rummel, bei dem oben und unten so durcheinandergewirbelt wurde wie im Riesenrad, und in dem sich alles so im Kreise drehte wie im Karussell, und bei dem jemand nur so ein bisschen an der Strippe zog, und er bekam, was er sich gewünscht hatte. „Aber trotzdem, Spatz“, sagte Mutti, „müssen wir dankbar sein, dass wir es oft so schwer haben, oft sogar ein bisschen zu schwer! Wie viel muss ein kleines Kind hinfallen und sich stoßen und schreien und Mama rufen, ehe es die Kraft hat, auf zwei Beinen zu stehen und von seinem winzig kleinen Fleckchen, auf dem es sich bisher aufhalten musste, nur ein paar Schrittden fortzukommen. Mit uns, Spatz, ist es genauso. Auch wir müssen uns stoßen und hinfallen und ‚Mama‘ rufen, ehe wir die Kraft haben, auf zwei Beinen zu stehen und von dem winzig kleinen Fleckchen Einblick, den wir in das Leben genommen haben, loszukommen und mehr begreifen zu lernen, am nächsten Tag immer ein wenig mehr als am vorigen. Siehst du, Spatz, für die Menschen, die immer nur Glück haben, ist es viel langwieriger, sich so viel Kraft und Mut anzueignen. Denn auf eins kommt es an, Spatz, dass du dein Bestes gibst, auch wenn es schief geht. Man muss eben nur Mut haben, mein Spatz!“ Jetzt schien es Spatz, die eben noch so tief unglücklich gewesen war, als müsste sie Mutti trösten, die schon so viel Trauriges durchlebt hatte. „Weißt du, Mutti“, begann sie daher, „wir wollen es uns zu Hause jetzt recht gemütlich

machen. Wir haben ja unsere Wohnung.“ „Ja, Spatz, wir haben eine Wohnung!“

Jetzt war es das dritte Mal, dass Spatz und Mutti aneinandergekettet wurden, und das war so fest, dass Spatz dachte, jetzt wäre es nicht einmal mehr so furchtbar, wenn sie selbst von Mutti getrennt werden würde. Das war ja nur von außen, aber was von innen war, das musste man sich selbst schaffen, und das war kein Band aus Stoff, das eines Tages zerreißen konnte. Es war ein anderes Band, das man selbst wob mit seinem Herzen.

Es dauerte gar nicht lange, da kam ein dicker Brief an Spatz' Adresse, und er trug eine Marke, die sie in die größte Aufregung versetzte. Wie staunte sie aber, als sie erst Gerts Schrift erkannte und dann Michaels. Nein, das war aber wirklich „fabelhaft!“ Spatz las:

„Lieber frecher Spatz, na sag mal, da hast du ja mal eine ganz fette Rosine aus dem Kuchen gezogen, dass du einen so knorkigen Jungen zum Freund hast. Michael erzählt immerzu Dinge von dir, die meiner Meinung nach ein bisschen stark übertrieben sind. Ich glaubte einfach nicht, dass du in der kurzen Zeit, seitdem ich fort bin, auf einmal hintereinander drei Klimmzüge machen kannst, ohne nach Luft zu schnappen. Was er sonst sagt von vernünftig und so, da hast du ihm wohl meine Sonnenbrille aufgesetzt, die du mir damals abgeluchst hast, und durch die alles so verschwommen aussieht? Ich habe ihm natürlich die gute Meinung über dich gründlich ausgedrückt. Ich habe gesagt: Sie ist klein, sie ist frech, und sie drängt sich überall vor! Na, du weißt ja, wie ich über Spatzen denke. Aber immerhin, ich finde, du hast ein verd... Schwein, dass so ein Junge was an dir findet und alle anderen Mädels scheußlich und langweilig. Ich habe es ja schon immer gesagt: Je dümmer man ist, umso mehr Glück hat man! An Michael gemessen, musst du dann allerdings die Dummheit pfundweise heruntergeschluckt haben! Im Übrigen weißt du ja, dass ich dich manchmal ganz leidlich finde, auf jeden Fall besser als Ruth, diese eklige Gouvernante! Michael sitzt nämlich neben mir und will, dass ich dich nicht immer so anbrülle, — weil du jetzt allein bist. Na, ich denke, taub wirst du nicht gerade werden, weil es doch so weit

fort ist. Dein dich des Öfteren liebender Bruder Gert.“ — „Lieber kleiner Spatz. Über Gerts Brief brauche ich dir ja keine näheren Erklärungen abzugeben. Du kennst ihn ja. So viel Nettes, wie er mir von dir erzählt hat, ich brauchte nur etwas anzufangen, dann schnitt er mir einfach das Wort ab und lobte dich über den grünen Klee. Den gibt es hier übrigens nicht; es sind hier ganz andere Pflanzen, und es sieht hier ganz anders aus, noch weit mehr, als ich es mir vorgestellt habe. Ich schreibe aber alles, was mir auffällt, in ein Buch, und ich mache noch ein zweites, und das bekommst du. Dann ist es, als ob du es alles miterlebst. Mit Gert ist es leicht, Freundschaft zu schließen. Er ist genau umgekehrt wie alle anderen Jungen. Er sagt immer: ‚Nein, das mache ich nicht‘, oder ‚ich denke gar nicht daran‘, oder: ‚Mensch, lass mich zufrieden!‘, aber dann tut er sofort alles, was man von ihm möchte und sogar noch etwas mehr! Die anderen Jungens versprechen einem die Sterne vom Himmel, aber sie denken gar nicht daran, auch nur eine Hand zu bewegen. Es ist mit Gert genauso wie mit dir. Er meint es eben ehrlich, und ich kann ihn darum sehr gut leiden!

Hast du dir schon angesehen, was an dem vierten Baum von deinem Haus steht. Du musst aber den ersten nicht mitzählen, der wird nämlich abgehauen, hat der Mann gesagt. Hoffentlich ist es nicht verwischt; denn es sollte ein Andenken für dich sein, das du nicht verlieren kannst und das nicht kaputt geht. Dein Buch, das du mir gemacht hast, sehe ich mir immer am Abend an, vor dem Einschlafen. Es liegt unter meiner Matratze. Leben meine Goldfische noch? Ich glaube, dass ich auch bald einen Brief von dir bekomme. Gert behauptet, wenn man lange hier ist, dann riecht man Briefe. Man weiß es dann immer schon vorher. Gert schimpft schon, dass ich nicht endlich Schluss mache. Er will nicht, dass ich mehr an dich schreibe, als er. Dein treuer Freund Michael.“

Ihr könnt Euch wohl denken, dass Spatz schon gleich nach der Abreise an den von Michael bezeichneten Baum gegangen war. Natürlich kannte sie ihn schon; denn sie hatte schon des Öfteren neugierig in das Loch geguckt, ob da nicht vielleicht jemand etwas Wunderbares hineingesteckt hätte, oder ob Vögel sich eine Woh-



nung gebaut hatten, oder, ach, es gab so viele Möglichkeiten, wenn auf einer Straße ein Baum steht, der Geheimnisse mit sich herumträgt.

Gleich über dem Loch war ein kleines Herz eingeritzt, in dem stand: Spatz, Michael. Denn so hatte es Michael oft von den Erwachsenen gesehen. Allerdings war es ihm ein wenig gegen das Gefühl gewesen, dass er einen Baum, der doch auch Saft und Leben in sich trug, beschädigen sollte; aber er wusste doch, dass Spatz immer alles verlegte und verlor, und so musste er sich eben etwas ganz unzerstörbares als „Zeichen der Erinnerung“ ausdenken. Aber was war in dem Loch? Da war Spatz damals ganz verrückt geworden vor Spannung, als sie hineinsah. Sie zog ein verschnürtes Päckchen heraus, und in dem Päckchen lag ein kleiner Leuchter, den Michael selbst geschnitzt hatte. „Damit wir zu Chanukka beim Lichteranstecken aneinander denken!“ Dann lag noch ein Briefchen darin. „Lieber Spatz, sei nicht traurig, dass ich fortgefahren bin. Sowie ich groß bin, komm ich und hole dich. Willst du?“

Voskobari 654

Heinz-Gerhard Greve

Adagio

The musical score is written for a single melodic line on a treble clef staff in 4/4 time. The key signature has one flat (B-flat). The piece is marked 'Adagio'. The score consists of four staves of music. The first staff contains measures 1 through 4, featuring a sequence of eighth and sixteenth notes with various fingering numbers (1, 2, 3, 4, 0) and a circled '2' in the first measure. The second staff contains measures 5 through 8, with a repeat sign at the end of measure 8. The third staff contains measures 9 through 12, also ending with a repeat sign. The fourth staff contains measures 13 through 16, concluding the piece with a double bar line. The notation includes many slurs, ties, and specific fingering instructions throughout.

Vögele der Maggid (eBook)

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde
von Aaron David Bernstein, 1864
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

Mendel Gibbor (eBook)

von Aaron David Bernstein, 1865
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

Die vierte Galerie (eBook)

Ein Wiener Roman
von Oskar Rosenfeld, 1910
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

Tage und Nächte (eBook)

Novellen
von Oskar Rosenfeld, 1920
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

Mendl Ruhig (eBook)

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben
von Oskar Rosenfeld
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.
Moritz Friedländer, Wien 1885
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

Gedichte (eBook)

von Ludwig Franz Meyer
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

Polnische Juden (eBook)

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,
1888, dritte vermehrte Auflage
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von E. Gut (eBook)

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)

„Mein Judentum“ (eBook)

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.

Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)

+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בױם און דער פֿױגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

Eva, Roman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Else Croner (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

Von polnischen Juden (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)

Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)

+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)

Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)

+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)

Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)

+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)

3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)

Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853

+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 rd edition	eBook	UG 1038
	Paper book	UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook	UG 1253
	Paper book	UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1255
	Paper book	UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1258
	Paper book	UG 1259
12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook	UG 1260
	Paper book	UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 nd Edition, 18 Pieces*	eBook	UG 1026
	Paper book	UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook	UG 1028
	Paper book	UG 1029
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook	UG 1030
	Paper book	UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook	UG 1032
	Paper book	UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook	UG 1034
	Paper book	UG 1035

Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook	UG 1036
	Paper book	UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook	UG 1040
	Paper book	UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook	UG 1042
	Paper book	UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook	UG 1044
	Paper book	UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook	UG 1055
	Paper book	UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook	UG 1110
	Paper book	UG 1111
An Old Man / ἄνδρεῖος, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook	UG 1146
	Paper book	UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook	UG 1154
	Paper book	UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook	UG 1171
	Paper book	UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook	UG 1176
	Paper book	UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars 40 Pieces*	eBook	UG 1181
	Paper book	UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments 40 Pieces*	eBook	UG 1197
	Paper book	UG 1198
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar 40 Pieces*	eBook	UG 1203
	Paper book	UG 1204
Old Man Suite (ἄνδρεῖος / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook	UG 1158
	Paper book	UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook	UG 1205
	Paper book	UG 1206
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 nd edition, 14 Pieces*	eBook	UG 1024
	Paper book	UG 1025
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook	UG 1092
	Paper book	UG 1093

Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212
Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226
Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1114 UG 1115
Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1187 UG 1188

Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook	UG 1216
	Paper book	UG 1217
New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook	UG 1079
	Paper book	UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook	UG 1083
	Paper book	UG 1084

Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:
<https://ulrich-greve.eu/free/others.html>

* Composer: *Heinz-Gerhard Greve*